

UNGARN

JAHRGANG 1943

NOVEMBERHEFT

ANDREAS von TASNÁDI NAGY:
VIZEADMIRAL ALBRECHT E. A. FREIHERRN VON
FREYBERG ZUM GEDÄCHTNIS

LADISLAUS CS. SZABÓ:
EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT
DIE DEUTSCHE KULTUR

JOHANN HANKISS:
GOETHE UND MADÁCH

EDGAR PALÓCZI:
DER ERSTE UNGARISCHE JOURNALIST

BÉLA DEZSÉNYI:
KÖNIG MATTHIAS UND SEIN RITTER
AUS DER SCHWEIZ

JOHANN JAJCZAY:
DIE FRESKEN VON MAULBERTSCH IN SÜMEG

*

GEDICHTE VON J. ERDÉLYI, GY. JUHÁSZ
UND D. KOSZTOLÁNYI

*

ERZÄHLUNG VON ANDREAS ILLÉS

*

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter: Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung: Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf: 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges: P 16. Einzelheft: P 1·50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag: DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung: F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784—212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN:

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FAY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR:

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT:

LUDWIG von HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR:

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

VIZEADMIRAL ALBRECHT E. A. FREIHERRN VON FREYBERG ZUM GEDÄCHTNIS

VON ANDREAS von TASNÁDI NAGY

Tief ergriffen vernahmen wir die Nachricht, daß der Vizepräsident der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin, Vizeadmiral Albrecht E. A. Freyherr von Freyberg-Eisenberg-Allmendingen im Frühherbst im Alter von 67 Jahren einer langen und schweren Krankheit erlag. Wir betrauern in ihm den aufrichtigsten Freund und wirksamsten Förderer unserer Bestrebungen, der stets zu Mühe und Einsatz bereit war, wenn es das kulturelle Zusammengehen von Deutschland und Ungarn galt, und dessen Verlust uns fast unersetzlich scheint.

Freiherr von Freyberg wurde am 4. Februar 1876 im württembergischen Allmendingen, dem Stammsitz seines Geschlechtes, als Sohn einer weitverzweigten Familie des schwäbischen Uradels geboren. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien in Ellwangen trat er bereits 1896 in die kaiserliche Marine ein, der er Zeit seines Lebens treu blieb. Als tüchtiger Offizier diente er auf verschiedenen Schiffen der deutschen Flotte, so daß er rasch befördert wurde; dabei bekleidete er wiederholt auch in der Diplomatie und militärischen Verwaltung bedeutsame Posten. Als Attaché bei der Deutschen Botschaft in Wien konnte er mehrmals bei der Lösung äußerst schwieriger zwischenstaatlicher militärischer Fragen eingreifen, als Chef der Personalabteilung im Reichswehrministerium, als Mitglied der Völkerbundsgruppe und Delegierter der Abrüstungskonferenz in Genf fand er immer wieder Gelegenheit, sein reiches verwaltungstechnisches und diplomatisches Können, den angeborenen Takt und Feinsinn seiner edlen, im schönsten Sinne vornehmen Persönlichkeit der deutschen und europäischen Sache dienstbar zu machen. Überall stellte er den ganzen Mann, der sich stets mit weiser Umsicht und unermüdetlichem Eifer, mit sittlichem Ernst und tiefem Verantwortungsbewußtsein für die Gemeinschaft, vor allem für sein Volk einsetzte.

Dieser sittliche Ernst, dieses tiefe Verantwortungsbewußtsein kennzeichnete auch seine Tätigkeit in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft, der er die letzten Jahre seines schaffensfrohen Lebens widmete. Die Annäherung, das gegenseitige Verstehen unserer Völker durch ihre vertiefte, immer weiter ausgreifende geistig-kulturelle Zusammenarbeit zu fördern und zu festigen, galt für ihn als schönstes Lebensziel — wie er uns, die mit ihm in persönliche Fühlung treten durften, immer wieder in seiner männlich offenen, überzeugenden Art versicherte. Er war nicht nur der amtliche Leiter, sondern in der Tat die Seele, der belebende Mittelpunkt unserer Schwesterngesellschaft, in der ohne Hintergedanken, mit voller Hingabe zwischenstaatliche Aufbauarbeit geleistet wurde. Diese Arbeit konnte natürlich nur bei strenger,

vorbhaltloser Achtung der gegenseitigen Lebensinteressen erfolgreich sein. So war denn auch Freiherr von Freyberg aufs sorgsamste darauf bedacht, daß in der Vereinsarbeit auf die geistig-kulturelle Eigenständigkeit und den Eigenwert der ungarischen Kultur peinlich Rücksicht genommen werde, was wir auch hier dankbar anerkennen müssen. Es war eine wahre Seelenfreude für ihn, als seine Saat aufging, als sich in den durch seine Anregung ins Leben gerufenen Zweigstellen in München, Stuttgart und Wien eine stets reicher werdende Gesellschaftstätigkeit entfaltete, vor allem aber, als seine Zielsetzungen auch in der ungarischen Öffentlichkeit dankbar anerkennenden Widerhall fanden.

Sein Ableben traf uns hart und schwer. Wir wollen das Andenken seiner edlen Persönlichkeit in Treue und Pietät bewahren. Sein Geist aber, seine Bemühungen um die geistig-kulturelle Zusammenarbeit unserer Völker, mögen unter uns walten und in den breitesten Schichten des Deutschtums und Ungartums fortwirken für und für!

OSZK

Országos Széchenyi Könyvtár

EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR*

VON LADISLAUS CS. SZABÓ

EIN DICHTER UND DREI MUSIKER

Wir waren achtzehn Jahre alt und die besten Freunde. Im »Ungarischen König« hinter dem Dom waren wir abgestiegen.

Tönendes, schweres Glockengeläut weckte mich anderen Tags. Das Zimmer war in Goldglanz getaucht ; dieser Glanz von tiefem Feuer strahlte aus der teuren, schönen Politur. Ein Stiefelknecht stand neben dem Waschtisch, und in einem etwas schäbigen goldenen Rahmen über dem Schrank versuchte Napoleon auf die Insel Lobau zu übersetzen. Plötzlich kam mir der Ort bekannt vor. Gerade in so einem Zimmer wandten die vornehmen Landstreicher des Erzählers Gyula Krudy nach einer stillen Messe in Laxenburg ihre Jagdgewehre gegen sich selbst.

— Du wirst sehen, heute gibt es noch ein Duell ! — seufzte mein Freund unter der Decke. Es schien, als hätte auch er die sonderbare Stimmung eingelesen. — Sterbe ich, so soll die Tänzerin von Podolin dir gehören.

Ein Wagen bog in die Straße ein ; unter dem Fenster glitt das Pferd aus, und versuchte, sich mit raschen, scharfen Hufschlägen aufzurichten. Ich zog den gelben Seidenvorhang beiseite. Es regnete. Drüben nähte ein blondes Mädchen beim Fenster, eine weiße Porzellanlampe schien ihr in das Gesicht. Schneebänder leuchteten auf dem Gesims. Schneeregen fiel. — Heute trägt man den spanischen Beichtvater des Kaisers zu Grabe — sagte mein Freund, legte seine Hand auf meine Schulter und blickte auf die trüb glänzende, alte Straße hinaus. Da kam es mir zum ersten Mal in den Sinn, daß ich in der einstigen Monarchie geboren wurde.

Kaum einige Schritte von hier, im Dom aber erinnerte ein Grab mit Gitterwerk an König Matthias. Friedrich III. lag darin, den der ungarische König in die Flucht trieb. Ein siegreicher Flüchtling, — setzte ich in Gedanken hinzu — überlebt er doch seine Niederlagen stark. In den Augen der Frauen erblickte ich den Dichter Bálint Balassi, ihren Tänzer und wilden Geliebten, der nach dem Tanz für den König von Wien starb. Auf dem Burgplatz aber ließ Prinz Eugen von Savoyen sein Roß über ein ungeteiltes Donaureich springen. Bereits am ersten Tag riß Wien meine alten Wunden auf, setzte mich auf die Schulbank zurück, in die einstigen Geschichtsstunden. Ich fühlte mich wie ein protestantischer Galeerensklave, der ausgelöst wurde. Wir waren hierher gekommen, um ein wenig ausgelassen zu sein ; mit trockenen Kehlen bereiteten wir uns auf die nackte Revue vor. Dies war damals der erste Pariser Brocken in der aufgelösten Monarchie ; man mußte ihm bloß bis Wien entgegen-

* Vgl. Juli- und Septemberheft.

reisen. Als jedoch die Nacht über uns hereinbrach, nahmen wir uns aus, wie zwei Schandgesellen im Kerker. Der Winter ging in gespensterhaftem Nebelschleier durch die Stadt; den ganzen Tag brannten die Lampen. Abends saßen wir betrübt in einem Kaffeehaus mit aufgestützten Ellbogen neben den leeren Billardtischen. Gegenüber gab man die nackte Revue ohne uns.

Tags darauf fiel mir im Morgenblatt eine sonderbare Überschrift ins Auge. Fast glich sie dem Titel eines Hexenprozesses. Sie stand in der Bühnenspalte und war die Annonce eines kleinen Theaters. Da wußte ich bereits, daß wir auch an diesem Tag nicht in die nackte Revue gehen werden. Das angekündigte Stück schrieb ein Dichter, da mußten wir hin.

Eine unsinnige Erregung ergriff mich, als fühlte ich, daß an diesem Abend zwei Vorhänge vor mir hochgehen würden. Der des Theaters und der des *echten* Wien. Grillparzer rief mich aus der Schulbank, aus den bitteren Geschichtsstunden, und weihte mich in seine unsterbliche Heimat ein. Denn er hatte das Stück geschrieben; es war eines seiner späteren, mittelmäßigen Werke, »Die Jüdin von Toledo«. Am nächsten Tag aber kaufte ich auch sein Meisterwerk, »Das goldene Vließ«, rang eine ganze Nacht mit dem wankelmütigen Herzen Jasons und die winterliche Morgendämmerung fand mich neben der Leiche Medeas. Ich ging auf Zehenspitzen zum Fenster. Eine Mietsdroschke stand vor dem Hotel, für einen frühen Gast bestellt; der Kutscher gab sich mit dem Docht der Lampe zu schaffen. Draußen mag ein großer Sturm gewesen sein, der wilde Alpenwind tanzte mit den Schneegraupeln. Das Unwetter dauerte schon den vierten Tag. Doch über dem altertümlichen Dach war der Nebel rosig, über den Dächern war kein rechter Winter und hinter den blinden Fenstern sumimte himmlische Musik.

— Wenn ich nun die gegenüberliegende Häuserreihe entzweischieben würde, — dachte ich — genau so geräuschlos, wie ich an das Fenster getreten war, täte sich ganz Griechenland vor mir auf. Eine dünne, altmodische Dekoration trennte mich bloß von dem dunkelgrünen Attika. In dieser Stadt hätte man Zrinyi gehaßt? Gab man hier den Befehl zur Verhaftung Bacsóányis? Wurde das junge Blut der Generation Versegghys hier vergossen? Ich wollte diese bösen Erinnerungen um jeden Preis vergessen. Denn schon liebte ich Wien. Grillparzer hatte es mir angetan. Doch nicht der Hofdichter a. D., sondern der nordische Mensch, der sich nach dem Süden sehnte. Durch ihn lernte ich einen verwandten Seelenzustand kennen.

Grillparzer war nicht der Dichter der Leidenschaft, sondern der leidenschaftlichen Sehnsucht. Er sehnte sich nach der schrankenlosen, antiken Leidenschaft, schrak aber immer wieder davor zurück, beschwor die Leidenschaft herauf, und flüchtete sich vor ihr in marmorne Formen, feine Gefühle und tiefe Stimmungen. Er war wie Wien selbst; Dichter und Heimat glichen sich in diesem Fall völlig an. Man sagte, er hätte keine richtige Heimat gehabt, baute er doch sein Hellas nicht auf die Arbeiten des Volkes, wie Goethe. Aus seiner Jugend — sagte man — fehlten die mehreren hundert Treppenstufen des Straßburger Münsters und die Frankfurter Marktliteratur mit der Faustbroschüre; seinen Gefühlen fehlte der größte Affekt: die Leidenschaft des Volkes, die Wut der »Räuber« und des »Götz von Berlichingen«. Aus Sehnsucht kann keine Heimat geschaffen werden, höchstens edle Formen. Niemals aber lächelt

die Gnade auf diese Formen; wohl sind sie tadellos, doch interessieren sie das Schicksal nicht; sie prangen unter kaltem Himmel, und stürzen niemals in die schäumende Hochflut der Volkseele. Grillparzer war ein vollkommener Künstler, doch denkt man zwischen seinen Marmorbergen unwillkürlich an die siedendheißen Gerölle Schillers. Grillparzer war es an seinem Werk gelegen, Schiller nahm selbstvergessen die großen Leidenschaften des Jahrhunderts auf; der Gesegnetere unter beiden ist dennoch der, der mit diesen Leidenschaften allerdings ein wenig veraltete, dem es nicht an seinem Werk gelegen war.

Grillparzer hätte viel über diese Bilanz gegrübelt. Auch er hatte eine Heimat: Wien. Eine der kleinsten, aber trauesten Heimaten der Welt. Deutsche, spanische, italienische, französische, polnische, russische, kroatische, tschechische und ungarische Wolken waren vor dem Mondgesicht der winzigen Heimat vorbeigezogen, und dem flimmernden Silberlicht entglitten Landschaften und Menschen immer wieder. Grillparzer liebte diese Schleier, dieses kokette Versteckspiel zwischen griechischer Schönheit, lateinischer Eleganz, slawischer Lüsternheit, ungarischem Leichtsinne und deutscher Poesie. Er erkannte in dieser Heimat sich selbst, statt der Leidenschaft verfiel auch er der Sehnsucht, er sehnte sich nach dem lodernen Untergang, tändelte aber ein Leben lang in der Sofaecke, so daß seine Flamme in sinnlichem Versteckspiel, selbstmarternden Quälereien und reizvollem Klavierspiel zu vier Händen verrauchte. Wird ein solcher Mensch zufällig als Künstler geboren, so ist er gewöhnlich ein großer Formkünstler. Sein Leben schwebt in regenbogenfarbenen Stimmungen, schwermütigen Künstlerträumen auf und ab, er sehnt sich nach Leidenschaft, doch — so sehr er sich auch nach vorne beugt — niemals stürzt er in den Strudel. Möglich, daß der Strudel ihn nicht braucht. Seine fünf Sinne sind gierig, seine Seele aber eine enge Spalte: sie läßt jene großen Gemütsbewegungen nicht durch, die sie mit den Mitmenschen vereinen würden. Diese Art von Menschen kann niemals im gemeinsamen Schicksal aufgehen. Nicht, als ob sie die Vernichtung fürchteten. Auch sie sind nicht feig. Sie schonen sich wider ihren Willen, ihre innere, geheime Bussole weicht den zerstörenden, neuaufbauenden, gemeinsamen Gemütsbewegungen aus. Diesen Kompaß hatte das Schicksal in sie hineingelegt. »Du sollst den Menschen gehören«, — sagen die Götter dem einen — »sei Schiller!« »Du gehöre vor allem dir selbst«, — sagen sie dem anderen — »sei Grillparzer!« Propheten und hochmütige Künstler gehorchen in gleicher Weise einer höheren Stimme. Und wie Erasmus Luther niemals vernichten konnte, und Luther nicht Erasmus, können sich auch diese Menschen nicht gegenseitig vernichten. Absichtslos opfert sich der eine, schonet sich der andere; die Seele des einen ist winddurchweht, die des anderen windstill, die eine wuchert, die andere wird zu einem französischen Garten. Es ist Sache der Menschen, sich gegenseitig nicht zu verstehen und die der Götter, beide zu verstehen.

Nun erst merke ich, daß ich in Grillparzer ein wenig mich selbst darstelle. Gewiß gibt es zwischen zwei Menschen eine geheimnisvolle Seelenverwandtschaft, wenn das Vorbild den Pinsel uns selbst zuwendet und das Porträt während des Entstehens zu einem Selbstbildnis wird. Am schwersten ringt der Mensch in seinen mächtigen seelischen Ahnen mit seinem Schicksal.

Und nicht selten sind sie es, die selbst seinen guten Willen und seine Ehre gerade gegen die eigenen Zweifel und Selbstanklagen verteidigen.

Der Wagen fuhr vom Hotel ab. Drüben entzündete sich die Porzellanlampe; der Tag begann. Matt glänzten die massiven, halbhundertjährigen Möbel im Zimmer. Napoleon wollte an der Hand eines Pioniers die Insel Lobau erklimmen. Mein Freund erwachte.

— Du, ich habe Wien sehr lieb gewonnen — sagte ich still, und legte mich zurück.

Er stützte sich auf dem Kissen auf und lachte:

— Ich wußte es wohl, daß es so kommen wird: immer verliebst du dich in deine Feinde.

Ich tat Zrinyi, Bacsányi, Verseghy, Wesselényi, Petöfi Abbitte und gelangte, den Pfad der Geschichte verlassend, in das wahre Wien. In den folgenden Jahren suchte ich Wien öfter auf, im Winter und im Sommer, vor allem aber im Sommer die ausgestorbene Stadt.

Es war ein Hof im Mond, in dem ich da stand: in dem gleißenden Silberdunst sprach man spanisch. »No le duele a usted el corazon mi Senor? Porque esta usted palido« — sprach ich einmal ein schwarzes Bildnis mit langem Gesicht in der Sammlung Harrach an. Ich stand allein inmitten des ganzen spanischen Hofes. Sie waren traurig, schwermütig leutselig, als hätten sie von der Welt keine Ahnung.

Diese stolzen, kranken, ahnungslosen Menschen waren Zeitgenossen des Palatins Wesselényi, der Zrinyi und Rákóczi. Aber statt mit ihren Zeitgenossen berieten sie sich mit ihren Beichtvätern, im Geheimen, hinter Bettvorhängen oder auf dem Betschemel. Sie wählten sich schlechte Berater. Immer wieder hörten sie, bis sie es schließlich glaubten, daß aus der großen Macht dauernder Friede erwachse. Aus der großen Macht aber ging nur schwere Knechtschaft hervor: verwilderte Menschen auf ungarischem Boden, eine Lakaienkunst in den italienischen Provinzen. Es lohnt sich einmal einen gemeinsamen Blick auf diese beiden Länder zu werfen, die eigentlich nur in Wien von einander hörten. Fernliegende Symptome, dem Anschein nach verschiedene Krankheiten klären sich gegenseitig durch den gemeinsamen Herrscher auf.

Der Hof wollte den Ungarn zähmen und machte ihn zu einem reißenden Wolf, förderte die italienische Kunst und beraubte sie ihrer Würde. Der Kurutzenführer Thomas Esze war als Untertan, wie die Strolche von Neapel als Maler. Werfen wir zuweilen auch auf den Globus einen Blick! Europa war stets eine kleine Halbinsel, mit gleichmäßig stürmischen samenstreuenden und zerstörenden Winden. Hier wurden in allen Ländern zugleich die Menschenwürde, der Geist und mit ihnen die wahre Kunst vernichtet. Was an der oberen Theiß schädlich war, war es auch in Neapel; es trieb den Ungarn ins Röhricht und machte den Italiener zum Lakaien. Kein Zufall, daß Johann Hunyadi den erhabenen Piero della Francesca, Thomas Esze aber bloß den zerrütteten Magnasco zum Zeitgenossen hatte. In dem trüben Mondlicht der Habsburger wuchsen weder schlanke Königinnen von Saba in Toskana, noch Kreuzritter in Ungarn. Uns Ungarn trieb ein allmächtiges Arbeitskabinett in Wien ins Röhricht zurück, aber in dieses düstere, dumpfe Arbeitszimmer wurde auch kein Bild Lionardos gehängt. Einfältige, des Schreibens unkundige

Einsiedler, brüllende Simsone, kopflose Rumpfe, gekreuzigte Apostel dampften in den Goldrahmen. Die Bewohner der Burg hatten schlechte Einbläser, schlechte Ratgeber. Ein Weltschauspiel wurde von hier gelenkt, doch trug man nur für den pomphaften Vorhang Sorge. Hinter diesem zitterte die Seele, Thomas Esze knirschte mit den Zähnen und die Maler von Neapel badeten in Blut. Um wie viel reicher war die frühere, kleine Bühne, auf der zwischen unbemalten Dekorationen Masaccio die Perspektive berechnete, der Bischof von Pécs italienische Kodexe sammelte und das kleine, Handwerker-Wien den südlichen Domturm baute.

Dennoch zog diese vergiftete Größe an. »Auch das Unnatürliche ist Natur« — heißt es bei Goethe. Ich wehrte dem Groll des Thomas Esze, »nicht meine Sache ist die Rache«, wiederholte ich in mir. Vielmehr beschwor ich Bálint Balassi herauf, seinen Kavaliertanz bei Hof und seine männliche Kraft in den Armen der Frauen. Damals schrieb ich meine ersten Novellen; gleich aus der ersten zitiere ich:

»Meine Ahnen waren keine maßlosen Seelen und lauschten nicht mit den Ohren des Propheten Daniel in die Nacht hinaus, wie es die Siebenbürger tun. Bitter und resigniert war mein Geschlecht; der Habsburgerdienst bändigte ihre düstere Phantasie, und nur ihre schwermütigen Tänze und prächtigen Roße verrieten, daß ihre feierliche Maßhaltung zerrüttete, himmelstürmende Träume birgt.«

Selbstverständlich war dies erlogen. Meine Ahnen hatten die Habsburger niemals gesehen. Und noch vor einigen Jahren lauschte auch ich selbst mit den Ohren des Propheten Daniel in die Nacht hinein, vor einigen Jahren jagte auch ich noch mit den Reitern der Apokalypse. Ich denke an meine Erschütterung in München.

Ich log, doch war diese Lüge für mich ein seelisches Bedürfnis. Sie bedeutete den Anbruch meiner »Klassisierung« unter dem Einfluß des ersten Semesters in Paris, der ersten Romreise und der häufigen Besuche in Wien. Wien ist der eine Pfeiler meines Latein-Europas.

Eines Sonntags hörte ich im Vorbeigehen Gesang aus der Karlskirche. Die Tür war nur halb zu, ich trat ein. Eine hohe, blonde Frau stand hinter der letzten Bank, hörte meine Schritte, wandte sich um und lächelte mich still an. Engel sind unsichtbar, dieser eine aber war damals sichtbar. Er brachte eine Freudenbotschaft. Man sang die Krönungsmesse Mozarts und in mir begann ein fürchterlicher Frost aufzutauen, den ich Jahre hindurch vergebens angehaucht hatte.

Ich glaubte unmusikalisch zu sein. Sieben oder acht Jahre stolperte ich auf dem Klavier herum und versagte stets beim dritten Anschlag. Inzwischen wählte mich der Komponist Franz Farkas zu seinem Textschreiber. (Wir gingen in eine Klasse, und machten auch das Abitur zusammen.) Vorher aber wollte er mich heranbilden, ich mußte mit ihm Konzerte besuchen. Selbst Kammermusik hörte ich, halb im Traum, die elektrischen Birnen zählend. Aus dieser Urzeit kenne ich die Qual der Minister, Staatssekretäre, Oberbürgermeister und vornehmer ausländischer Gäste auf den Galakonzerten. Ich muß nur in meine damalige Haut zurückschlüpfen. Schließlich sah auch Franz Farkas ein, daß nicht ich sein Boito bin.

Ich aber litt wegen meiner Unmusikalität. Es war eine demütigende

Pein und gemahnte an die Qual der Kastraten. Die musikalischen Sultane lagen vor mir in Umarmungen mit Melodie, und pachten mit einem leichthingeworfenen »ti-ti-tam« oder »ta-ta-ta-tam« auch die Hüften der wilden Mädchen. Ich flüchtete aus diesem qualvollen Liebesgarten und hörte nie mehr Musik.

Mozart erlöste mich aus diesem bösen Zauber, als für mein Ohr Musik fast schon ganz erkaltet war. Daher kann ich ihn nicht in der ihm zunftmäßig bestimmten musikgeschichtlichen Stellung, »als drittes Glied der europäischen Vollendung« betrachten. Für mich ist er der Zaubermeister; erhebt er den Finger, so hacke ich ihm Holz klein, oder trage einem gezähmten Kaliban gleich Wasser.

Die Krönungsmesse ist ein Jugendwerk Mozarts, die man nicht unter seinen Meisterwerken zu nennen pflegt. Indessen kann der Zauberer selbst mit dem kleinen Finger Wunder bewirken. An diesem Tag wandte sich meine Seele, von einem unsichtbaren Wind getrieben, und ich begann die Musik zu suchen. Einstweilen seine Musik. Ich ging ihm in die Küche nach, folgte ihm auf dem Postwagen, beim Begräbnis seiner Mutter; ich war bei der Verlobung Haffners, in Prag, kochte mit seiner Gattin Punch, rüttelte ihn beim Morgengrauen auf dem Sofa wach, kurz, ich wollte einen begnadeten Augenblick, einen natürlichen Zustand verwandeln. Ich glaube, genau so erginge es jenem, dem die Schuppen von den Augen vor den Stanzen Rafaels im Vatikan fielen. Beiden würde ohne Kampf jene Harmonie zuteil, die die Kunst zu einer Tat der Barmherzigkeit verwandelt. Am besten ist es, die Kunst an ihnen zu beginnen. Denn man kann nie spät genug erfahren, daß der Preis dieser Barmherzigkeitstat zuweilen ein grausames Ringen ist. Man kann es nie spät genug erfahren, daß es auch einen Michelangelo und Beethoven auf der Welt gab.

Das Salzkammergut war seine Mutter, lateinische Musik sein Vater. Die Vereinigung von Nord und Süd hatte noch niemals Ungeheuer gezeugt, sind doch diese die Strafe feiger Inzucht. In Mozart umarmten sich diese beiden Welten unmerkbar — bei Goethe oder Gluck erfolgte es noch unter Blitz und Donner, — aber die Hochzeit war dennoch dämonisch, und offenbar lag seine überirdische Kraft darin. Es war eine Kraft, wie die der Engel, die durch bloße Berührung töten können. Meist aber zitterten die Menschen mit heiligem Schauern nur vor Künstlern, die keuchend mit der Materie ringen. Mozart läßt nicht einmal seinen Atem hören, er hält seine fürchterliche Kraft geheim. Wo andere keuchen, zerstäubt er den Stoff mit seinen Fingern. Und stets geht ein Strahlen von ihm aus, er klappt nicht zusammen, verzagt nicht, wird nicht müde, wie die Sterblichen. Für mich ist er der furchtbarste Künstler. Denn für mich ist der Wirbel, der Strudel am furchtbarsten, den die Menschen mit trockenem Fuße, arglos durchschreiten.

Doch will ich nicht weiter über meinen Zaubermeister reden, kann ihn doch niemand so gut kennen, wie ich, der »Unmusikalische«. Nun sitzt er gerade draußen in der Küche auf einem Holzkorb und lauscht dem Geplauder der Frauen. Ich will ein wenig zu ihm hinaus, dann fahre ich fort zu schreiben.

Ich studierte Volkswirtschaft — genauer Wirtschaftsgeschichte —, die bekanntlich schon mit dem Fleiß des Urmenschen beginnt. Man braucht bloß den Boden ein wenig aufzuwühlen und schon liegen die

Denkmäler des ersten Fleißes — und der ersten Mordanschläge — vor uns. Hallstatt im Salzkammergut ist der Fundort von besonders vielen Beilen, Töpfen, Nadeln — weshalb auch die frühe Eisenzeit Hallstattzeit genannt wird. Einen Sommer trieb mich meine Neugierde dahin.

Mache ich mich aber einmal auf den Weg, so fällt es mir schwer, nicht den nächsten Zug zu besteigen. Kaum daß ich einige Brustnadeln in Gedanken auf den Busen einer Dame aus der Steinzeit probierte, fiel mir ein, daß es vielleicht beim Wolfgangsee weniger Regen gibt. Allerdings kam mir der Regen auch dorthin nach, aber am nächsten Tag — es war ein kalter, grauer Morgen — öffnete der Meßner vor mir den Flügelaltar Michael Pachers. Pacher war einer der Athleten der deutschen Kunst und dachte auch in Athleten. Er stellte Riesen zwischen riesige Säulen mit der jauchzenden Frühling Freude der Perspektivenmalerei.

Schon schrieb ich, ja, schrieben wir, daß echte Kunst mit vielen tausend kleinen Lungen atmet. Nicht die Kaiserzeiten sind groß; sie sind gewöhnlich die Epidemieperioden der Kultur. Straßen, Sporthallen, Bäder werden erbaut, alles für das Volk, im Namen des Volkes. Aber die Geige wurde in einem Dorf erfunden und die Dörfer in den Alpen bergen keusch die schönsten Flügelaltäre. Diese Dörfer sind die reinsten Atmungsorgane der Menschheit. Die Alten ahnten dies, gliederten sich in kleine Gemeinden und versuchten neben einem Geigenmacher oder Altarschnitzer edler zu werden. Mir war eine Woche neben einem solchen Altar vergönnt.

Salzburg liegt unweit von St. Wolfgang. Als ich dort ankam — um die Mitte der Künstlerwochen, — war in den Hotels nicht einmal mehr für eine Stecknadel Platz. Wieder war es eine liebe, saubere alte Frau, die mir behilflich war.

Abends gleicht die Stimme Salzburgs der Roms: es spricht in der Sprache der Glocken und Springbrunnen. Schon vor meiner Romreise lernte ich hier die Seelen der Brunnen kennen. Das Wasser erstirbt, erklingt, begleitet wieder und verläßt dich, ist oben lauter Spiel, unten lauter Ruhe, wild romantisch, wenn es hervorbricht, und fließt es über zwei-drei Marmoruscheln nieder, so wird es bereits klassisch. Dieses Geheimnis der Wasser erzählte einmal C. F. Meyer:

*Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die sich verschleiernd überschießt
In einer zweiten Schale Grund.
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht...*

Am ersten Tag ließ ich zwei Marmorrosse in meine Kutsche spannen und fuhr zur C-Moll Messe Mozarts. Ich kann diese Methode den armen Vagabunden meinesgleichen wärmstens empfehlen. Wer seine Phantasie beherrscht, ist auch unter Reichen ein großer Herr. Mich z. B. störten die amerikanischen Millionäre nie.

Erinnere ich mich recht, so gab man gleich am folgenden Abend Glucks »Orpheus und Eurydike«. In einer Novelle wies ich bereits darauf

hin, was mir bei dieser Vorstellung widerfuhr. Langsam zog das Gewitter herauf, stieg höher und brach von einem Flötenklang los. Orpheus suchte Eurydike gerade auf den Gefilden der Seligen. Da schüttelte mich bereits das Weinen. Es ist kennzeichnend, daß nur mein Nachbar davon betroffen wurde. Zu meiner Rechten saß eine häßliche Frau und lächelte mich öfter an. Sie begriff, daß in meiner Seele alles in bester Ordnung ist.

Mozart tränkten die Götter aus ihrer hohlen Hand. Gluck entriß das Geschenk ihrem feuersprühenden Mund. Dies aber ging nicht leicht und nicht rasch : er war fast fünfzig Jahre alt, als er sein erstes Meisterwerk schrieb. Bis dahin rang er unzufrieden mit der Versuchung, dem leichten Welterfolg : der zeitgenössischen italienischen Oper. Schon damals hatte dieser Stil Kunstgriffe, die selbst den grimmigsten Bären in eine Fee verzauberten, Gluck aber wollte sich von der Bärenhaut nicht trennen, in dieser wollte er die Schwierigkeiten bezwingen. Er wollte keinen Zauber, sondern Wahrhaftigkeit. Von dem ungarischen Musikhistoriker Benedikt Szabolcsi entlehne ich den schönen Vergleich, daß um dieser Wahrheit willen auch er als Orpheus in die Unterwelt hinabsteigen mußte. Oben hielten falsche Orpheen falsche Eurydiken in den Armen, und die Welt war der Ansicht, dies sei lateinische Kunst. Nur der schwerfällige, langsame, grüblerische Deutsche wußte, daß der Weg zu ihr wieder durch die Hölle führt. Und in der Tiefe der Unterwelt, unter Blitz und unsagbaren Erschütterungen begegnete er ihr in der Tat. Über seinem Haupte trieben sich schwatzende Abbés im Sonnenlicht herum, hier unten aber führten ihm die Platoniker von Florenz und Monteverdi, der Titan von Venedig die schmucklose, weißverhüllte Frau entgegen. Gluck floh den leichten Weltruhm, stieg vor der italienischen Oper in die Unterwelt hinab und fand dort nicht germanische Nebelgötter, sondern den wahren, antiken Süden. Er war der Erlöser dieser südlichen Kunst, die von den italienischen Künstlern seiner Zeit verraten wurde. Es war dies auch seine eigene Wiedergeburt ; neue Ahnen erschienen auf seinem Stammbaum, lauter griechische und lateinische Köpfe : Caccini, Peri, Monteverdi, Racine, Rameau und Euripides. Mit grauem Haar und roten Backen führte er die Wahrheit von Treffen zu Treffen, kämpfte gegen entartete Lateiner um das antike Erbe, gegen Italiener in Wien um die alte Idee, gegen schwatzende Abbés um den kampflustigen, silbergepanzerten, tapferen Monteverdi. Mit sechzig Jahren behauptet er den Kampfplatz noch immer vor dem zurückweichenden Feind, mediterranes Licht strömt auf ihn nieder, in dem sich Iphigenie erhebt und zu den Göttern um den Sohn des Waldhüters aus der Oberpfalz fleht.

Meiner dritten Leidenschaft, Schubert, begegnete ich in der Zeit, da ich noch »unmusikalisch« war. Wir wohnten in einer Mietskaserne der äußeren Josefsstadt. Der Zusammensturz warf uns aus einem rebenumrankten Hof in Kolozsvár auf diesen Misthaufen. Auf den Straßen welkten damals die Oktober-Astern, knallend gingen Gewehre los, einmal knatterte hinter unserem Rücken sogar ein Maschinengewehr. Die Zöglinge des Ludoviceums wurden in der Telephonzentrale der Theresienstadt bestürmt. Um diese Zeit wurde Pankratius Kacsóh unser ständiger Gast. Er wohnte über uns, anfangs allein, später mit den furchtbaren Gesichtern des beginnenden Wahnsinnes.

Es ist mir peinlich, den abgegriffenen Vergleich zu gebrauchen, aber dieser Musiker scheint in der Tat den Werken E. Th. A. Hoffmans entkommen zu sein. Er ließ sich die Haare ganz kurz scheren, an Stelle seiner Augen gähnten zwei knochige Höhlen, ein langer, bläulicher Mund riß in sein graues Antlitz eine graue Spalte, und er lachte heiser und erregt auf. Unser Flügel stand in der Ecke, Kacsóh spielte unter einer kleinen Lampe. Leise, verschleiert, leidenschaftlich sang er Schubert, als wollte er mit dem Lied in die weite Welt ziehen. Ich glaube, daß er in der Tat am liebsten davongegangen wäre. Er war ein kluger Mann und wußte wohl, was seiner harrte.

Seit einem Vierteljahrhundert verfolgt mich diese brennendheiße, heisere Stimme. Kacsóh spielte zwei Frauen. Ich lauschte im Nebenzimmer, im Dunkel. Ich war der Meinung, daß er das Lied nur »markiert«. Heute weiß ich jedoch, daß den »Lindenbaum«, »Doppelgänger« und »Die Winterreise« niemand schöner sang, als er.

Schubert wurde förmlich in den Rahmen des bürgerlichen Biedermeier gezwängt. Wer aber in die Tiefen seiner Seele lauscht, weiß, daß er aus einer weiteren Welt kam. Heute darf auch ich mich zu diesen zählen. Seine Lieder erschließen das mittelalterliche Europa: nun blühen die Steinrosen auf den Domen von Bamberg, Straßburg und Reims, jugendliche Kirchen erstehen auf dem Horizont; ich begegne auf meinem Weg heiteren Pilgern, französischen Steinmetzen und Verse machenden Grafen. Für Schubert bedeutete Gastein das Ende der Welt. Weiter kam er nicht. Seine Lieder aber fliegen zurück in jene ungebundene, bewegte, selbstsichere Welt, in jenes kirchenbauende Gemeineuropa, in dem der Wind noch den Duft der Alpenblumen mit dem der Blumen aus der Provence, den Tälern der Donau und Garonne vermengte. In Gluck und Mozart verschwisterten sich Nord und Süd, in Schubert Germanen und Kelten.

Die Genies sind stets nur dem Schein nach schuldlos. Auch hinter dem harmlos zankenden Wiener Sänger reckte sich sein dunkleres Selbst: Klingsor, der gefährliche Zauberer. Vereint waren sie durch das All geflogen, vereint sangen sie das gleiche Lied. Die Zeitgenossen aber hörten nur noch die eine Stimme, die harmlosere. Es brauchte Zeit, bis auch die tragische Stimme zu uns niederstieg, das düstere Lied Klingsors in den Symphonien und Liedern.

Den schwierigsten Fragen meines Lebens und Handwerkes begegnete auch ich in den Werken Goethes. Durch ihn lernte ich begreifen, daß es nach dem Vorbild von »Ungartum und Europa« auch für das Deutschtum einen befruchtenden und schmerzvollen Zwiespalt gibt. Auch das Deutschtum hat einen unerledigten und nicht zu schlichtenden Streit mit Europa. Nur in der Musik verstummt dieser zuweilen. Hier aber verstummt er so, daß er fast um seinen Sinn kommt. Kommt es doch bei Mozart vor — wie wir es wohl wissen —, daß er leicht ist, wenn er als Deutscher und düster ist, wenn er als Lateiner zu uns spricht.

Drei Bäume sehe ich an einer sizilianischen Quelle, eine schlanke, silberne Birke, eine schattenspendende Eiche und eine Trauerweide. Mozarts, Glucks und Schuberts Seelen leben in den drei Bäumen, über dem kristallinen Quell. Ihre herabfallenden Blätter aber verwandeln sich auf dem Wasserspiegel zu Myrthen und Orangenblüten.

GOETHE UND MADÁCH

— Ein Totengespräch —

VON JOHANN HANKISS

(Leise Sphärenmusik, der später lauter und deutlicher werdende Chor der Engel klingt nun gedämpft aus der Tiefe. Dieser bildet die Begleitung zu den einleitenden Versen der Frauenstimme)

FRAUENSTIMME :

*Die Unendlichkeit des Firmamentes ist jetzt noch unendlicher,
Der himmlische Chor klingt schön wie nie,
Erfüllt von höchster Harmonie.
Im Faltenwurf der Wolken leises Beben,
In ihnen weilen, in ihnen leben
Die Großen, deren Geist einst die Welt umspannt,
Durch den Schleier der Urgeheimnisse drang,
Denen Materie niemals genügt,
Die sie bekämpften, die sie besiegt.
Über den Häuptern von irdischen Zwergen
Hob sich ihr Blick zu den ewigen Sternen,
Antwort auf des Lebens tausend Frag'
Ihnen der Schöpfer selber gab.
Seltenes Wunder die Antwort von Gott,
Den Schlüssel dazu hält nur der Tod,
Wem daher himmlische Botschaft zuteil,
Ist ein Begnadeter, ihm wurde Heil.*

*Dem Geisterkreise allen voran
Schreitet ein greiser, tiefblickender Mann,
Ihm ist die Stirne der Denker verlieh'n
Unter ihm leuchtende Wolken zieh'n.
Ein Gott vom Olymp, gezeugt aus Licht,
Mit einem Menschenangesicht,
In das des Schicksals Griffel fein
Jedes Ereignis ritzte ein,
Falten und Fältchen in dichter Reih'
Erzählen von Kämpfen mancherlei.
Spannung war seine liebste Rast
Und weil ihm jeder Mißklang verhaßt,
Ist seine Waffe im Erdenstreit,
Das Schwert der Überlegenheit.*

Poeten verwandeln das Ärgste im Leben,
 Das Schicksal läßt sich von ihnen zähmen,
 Germanische Macht im Völkerheer
 Handhabte niemand würdiger,
 Die Wissenschaft Schicksal mit Schicksal zu messen,
 Hat vor ihm so kein Sterblicher besessen,
 Statt hitzig roher Parteilichkeit
 Ist er zu weisem Ausgleich bereit,
 Sein Faust streifte die Fessel ab,
 Stieg sieghaft aus dem Erdengrab,
 Kein Schatz der Welt, nicht Ruhm und Glück
 Zwingt ihn in's Erdenreich zurück.

Dort ihm gegenüber ein dunkel Gesicht,
 Aus Knochen gefügt, im Auge das Licht
 Ewigen Kampfes — ein reger Geist
 Der sich vom Kampf der Grundsätze speist,
 Ein stolzer, sehnig-kräftiger Mann,
 Ein feuriger Ungar, ein junger Titan.
 Ewige Jugend ziert sein Haupt,
 Ewige Jugend, die ewig glaubt;
 Dieser Glaube versöhnte ihn
 Mit dem Kampf des Lebens — das die Stufe schien
 Empor zur geheimnisvollen Höh',
 Zur beseligenden Gottesnähe.
 War auch sein Kelch mit Tränen gefüllt
 Und Wermut, der niemals den Durst gestillt,
 Des Glaubens Wunder verwandelte schnell
 Den Trank in einen Gnadenquell,
 Auf dessen wenn auch bitterem Grund
 Seiner harrte der beste Fund:
 Der einzige, um den keine Mühe vergebens,
 Das kostbarste Gut: der Sinn des Lebens.

ZWEITE FRAUENSTIMME:

Tief unten brodelt das Weltgetriebe,
 Der menschliche Jahrmarkt von Haß und Liebe,
 Ihr Schicksal mit Lügen, verkehrten Gesetzen,
 Kindischem Lärm und kleinlichen Hetzen.

Hier oben steigt gleich Weihrauchwogen
 Empor der Sphären Lobgesang,
 In leisem Triumph über Sünder und Toren,
 Jubelt das Weltall dem Schöpfer Dank.

(Inzwischen näherte sich der Chor der Engel und singt den Schlußgesang des
 »Chorus Mysticus« aus Faust)

»Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche hier wird's Ereignis,
Das Unbeschreibliche hier ist's getan,
Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.«

MADÁCH:

Wie oft zogen mir gerade diese Zeilen des mystischen Himmelschors durch den Sinn: »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, das Unzulängliche hier wird's Ereignis, das Unbeschreibliche hier ist's getan, das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.« Daß das unwirklich scheinende Wirklichkeit und Wahrheit, das greifbar Wirkliche aber oft nur ein Gleichnis ist, ist der uns wesensverwandteste, durch die Überlieferungen meiner Heimat verständlichste Teil des Werkes E. Exzellenz. Denn wir Ungarn mußten nur zu oft vom ungesäuerten Brot der Hoffnung auf bessere Tage leben und wurden vom Schicksal nur selten zum Mahl der Erfüllung geladen.

GOETHE:

Seid begrüßt edler Herr, sinnender Ungar, selbst hier in alte Verse vertieft! Die letzten Zeilen meines Faust gefallen auch mir, sie sind der richtige Ausdruck eines flüchtigen Augenblickes. Viele hielten sie für eine »Verkörperung meines Ichs«. Dies würde mir jedoch nicht ganz genügen, denn es begeisterte mich gerade das ewige Wechselspiel des Lebens, sein Farbenreichtum und die Lust alles zu versuchen und den Becher ganz zu leeren. (Kleine Pause.) Um Euch aber auf das Gebiet des nationalen Charakters zu folgen, glaube ich mit diesen Zeilen meines Faust auch das Ebenbild des wertvolleren Teiles meiner Nation geformt zu haben, denn auch sie war stets bereit, das greifbar Wirkliche übersinnlichen Werten, das Heute dem Morgen zu opfern. Das von Euch früher Gesagte ist natürlich etwas ganz anderes. Eure Nation kannte ich leider nur flüchtig.

MADÁCH:

Und doch seid Ihr einst mit Eurem Fürsten beinahe nach Buda gezogen!

GOETHE:

Wie war das bloß? . . . Der Zusammenhang ist mir entfallen . . . Ach doch, natürlich . . . Ich entsinne mich. Es war ein seltsames, Abenteuer und ich, der Staatsminister, mußte Euretwegen einige schlaue geschnörkelte französische Briefe schreiben.

MADÁCH:

Auf die meine Landsleute äußerst stolz sind! Nach dem Tode des ungekrönten Herrschers* wäre dem Lager der Kurutzen ein Regent aus einem fremden Herrscher-

*) Joseph II., der sich weigerte, sich zum König von Ungarn krönen zu lassen.

hause willkommen gewesen; die ungarische Krone wurde dem König von Preußen angeboten, dann Eurem Fürsten, dem Herzog von Sachsen-Weimar, für den man damals überall nach einem Thron suchte.

GOETHE :

Auch Polen wurde in Erwägung gezogen . . .

MADÁCH :

Ganz richtig ! Ich sehe, Ihr erinnert Euch. Doch habt Ihr die Verwirklichung unseres Planes von der Kriegserklärung Preußens an Österreich abhängig gemacht ; da Preußen schwieg, blieb von dem Projekt nur das verlockende Luftschloß übrig : daß Goethe beinahe unser Minister geworden ist.

GOETHE :

Träume, nichts als Träume . . . die für uns Träumer von Beruf wertvoller als die Wirklichkeit sind. Ihr selbst habt wiederholt : »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis . . .« und umgekehrt. Und doch suchten wir beide stets den reißendsten Strom des Lebens, wir schwammen mit ihm . . .

MADÁCH :

(Fällt ihm in's Wort :) Noch öfter gegen ihn ! — Gott sei gedankt. Denn mit dem Strom kann jeder schwimmen . . . Euer Lebensweg war nur äußerlich glatt, bequem, ein natürlicher Aufstieg. Auch Ihr hattet innere Kämpfe zu bestehen, wenn keine andere, so die mit dem Ausdruck. Mein Leben aber war eine einzige Tragödie, ein bitterer Kampf und schließlich ein viel zu später Sieg.

GOETHE :

Nicht weiter, Freund, denn ein Vergleich würde mir kaum zur Ehre gereichen. Ich weiß, daß mich Petöfi, Euer großer Dichter mit allem Unjestüm seiner Jugend dafür hasste, besoldeter Minister eines »Tyrannen« gewesen zu sein. Der arme, gute Karl August ein »Tyrann !« Ihr seht, ich habe die praktische Kunst des Mitdemstromschwimmens wohl erlernt.

MADÁCH :

Tempi passati ! Geradsinnige, lautere Jugend, wie einfach löst sie doch alles und ordnet ihre Werte der Rangordnung ein : Freiheit, Liebe, persönliches

Leben !* *Je mehr wir in die tiefsten Tiefen dringen, mit zunehmender Erfahrung das Gerippe der Muttererde zu durchleuchten suchen, umso mehr schrumpft unser Wissenskram kläglich zusammen. Das Schicksal und die Seele Eures Faust vertiefen sich immer mehr, Adams Schicksal und Seele werden immer schwerer. Und für beide gab's nur eine einzige Lösung: Gottes Erbarmen. Auf der höchsten Stufe der Erfahrung und des Leides, am Ende ihrer Kraft, sehen sie in Demut aufgelöst jenen Himmel geöffnet, den sie im Jugendübermut vergeblich suchten. Die Augen ihrer stolz erhobenen Häupter waren blind.*

GOETHE :

Während ich Euren Worten lausche, fällt mir ein, wie oft die irdischen Forscher meinen Faust mit der Tragödie verglichen, die Ähnlichkeiten und Unterschiede eingehend nachgewiesen haben. Wißt Ihr auch, daß dies keine uninteressante Frage ist? Allerdings hielten wir beide Probleme der eigenen Seele fest, und die Ähnlichkeit beschränkt sich meist nur auf Äußerlichkeiten formeller Art. In unserer Zeit lag das Streben etwas Umfassendes zu schaffen, in dem alles über uns und die Menschen im allgemein enthalten sein sollte. Daher habe ich den II. Teil des Faust mit alldem, was mir über Geologie, Theologie, Kirchengeschichte und Volkskunde bekannt war, derart vollgepropft . . . Was aber darüber hinaus ist und in Kenntnis dessen, daß jeder von uns etwas anderes schuf, ist die eigenmächtige Frage mit dem irdischen Beigeschmack, »Goethe und Madách« oder »Madách und Goethe« denn doch zu sonderbar. Findet Ihr nicht auch?

MADÁCH :

Ihr wißt nicht, welch' empfindliche Saite meines Herzens Ihr damit berührt ! Wie oft bezeichnete man mein Werk den »ungarischen Faust«. Obwohl ich dies auch als Auszeichnung auffassen durfte, muß ich gestehen, daß mich die Verbrüderung mehr schmerzte als beglückte. Besseres als Euer Faust konnte und wollte ich nicht schaffen, nur etwas ganz anderes . . . und schuf es auch. Der Ausgangspunkt Eures Schaffens war stets Euer reiches, sich nach eigenem Gutdünken gestaltetes Leben, die eigenen inneren Probleme. Die interessanteste Aufgabe Eures Lebens war: das Glück des »großen Mannes« zu ergründen, des stillen, weisen Titanen, dem der ihm zugebilligte Raum auf Erden doch zu eng ist. Auch Ihr seid ein faustischer Geist, nein noch mehr, ich entlarve Euch: Ihr selbst seid Faust, der Ihr einen einzigen Augenblick ungetrübten Glückes erjagen wollt, weil Ihr auf diesen ein Recht zu haben glaubt. Dies aber müßte der Augenblick nicht zu steigender Zufriedenheit und höchster Glückseligkeit sein. Die vergänglichen Freuden dieser Welt, in der alles seinen Schatten hat, können Euch nicht befriedigen. Auch Margarethens Liebe bis in den Tod — verzeiht mir die Offenheit — entspringt Eurem Leben, wenn auch nicht in der künstlerisch gesteigerten Form, in der Ihr sie besun-

*) Bezugnahme auf Petófi's bekannten Wahlspruch :

*Freiheit ! Liebe ! — sie durchtränken
All mein Fühlen, all mein Denken.
Für die Liebe ich das Leben,
Für die Freiheit würd' die Liebe geben !*

gen. Margarethens Liebe könnte Euch nicht befriedigen und die herrliche Helena nicht an Eurer Seite bleiben: die beiden unglücklichen Mütter könnten Euch nicht den Augenblick gewähren, dem Ihr die beschwörenden Worte zgedacht habt: »Verweile doch, du bist so schön!« Alles wird Eurem Helden wieder genommen, nur das im Dienste der Menschheit Geleistete hat unvergänglichen Wert. Die Sorge macht Euch blind, doch späht Ihr selbst des Sehens beraubt nach dieser Arbeit und findet endlich im Stolz auf Eure Leistung das den Augenblick ungetrübten Glückes jesselnde Zauberwort. Der wahrhaft Große findet seine Vollendung im Dienste jener, die seiner bedürfen. Dieser Dienst bildet dann seine einzig wahre Befriedigung. Ist meine Auffassung richtig?

GOETHE :

Nun will ich Euch zur Gegengabe ein Bild Eurer Bestrebungen entwerfen. Euer Adam ist nicht Emmerich Madách. Wohl lebt in seinem Schwung viel von Eurer Bitterkeit als Spannung und treibende Kraft. Indessen ist Adam ein Mensch, der sich erst durch sein Schicksal kundgibt. Es fehlt ihm die Zeit, Margarethe zu verführen, wie ihm überhaupt die Zeit zu privaten Handlungen fehlt, sei es denn, daß er zur Lösung eines Problems als Privatmann in Erscheinung treten muß. Der römische Wüstling Sergiolus kümmert sich nur darum nicht um die Angelegenheiten der Gemeinschaft, weil sein Vorgänger Miltiades diese viel zu ernst nahm. (Auch sein Nachfolger, Tankred wird wieder übereifrig sein.) Der Weg Eures Helden ist keineswegs die Serpentine der nach Lust Suchenden, die zum höchsten Gipfel der Lebensfreunde führt. Euer Held war zu Beginn der Handlung weder alt, noch war seine Jugend eine Nachblüte. Adam ist jung wie Petöfi — jung wie Ihr Ungarn im allgemeinen seid. Adam glaubt unerschütterlich an den Sieg des geraden Weges, den Triumph der Idee ohne Winkelzüge und Zugeständnisse, und rennt im Streben nach der Höhe gegen die Seitenwand des Berges. Er gleitet ab und wiederholt den Versuch auf der anderen Seite mit demselben Mißerfolg. Trotzdem gibt er die Hoffnung nicht auf. Als er dann zu erlahmen droht, dämmert bereits der Morgen seines Sieges und himmlische Botschaft von dem unsichtbaren Gipfel stärkt ihn.

MADÁCH :

Habt Dank, daß Ihr, gerade Ihr, in dieser Weise über Adam sprecht. Es wird wohl wieder ein kennzeichnend ungarischer Zug sein, der mir — aus Schamgefühl, aus dem der Gastfreundschaft oder aus irgend einem anderen Grunde — verbot, Adam zum Ungarn zu schaffen. Ihr aber fühlt dennoch das eigenartig Ungarische in ihm.

GOETHE :

Gewiß, doch war's nicht schwer sie zu erkennen. Wohl verstehen auch wir etwas vom Neubeginn, doch nicht in dem bei Euch üblichen Maße. Die zähe Ausdauer sowohl, als auch Eure Entmutigung sind für uns Fremde unfaßbar. Ihr seid wohl Stimmungsmenschen? Oder braucht Ihr diese Entmutigung als Rast vor Eurem Aufschwung zum Gipfel Eures bergeverrückenden Glaubens. Ich weiß nicht, welche von beiden Deutungen die richtige ist? . . .

MADÁCH :

Vielleicht beide . . .

GOETHE :

Nehmt es mir nicht übel, wenn ich etwa einen peinlichen Punkt berühre : auch die Art, wie Ihr Eva, die geheime und größte Liebe Eures Lebens behandelt, halte ich für echt ungarisch.

MADÁCH :

Eva? Daran dachte ich nie. Ich glaube das Ewig-Weibliche tadellos und ohne jeden besonderen Zug erfaßt zu haben.

GOETHE :

Ihr mißverstehet mich, die Gestalt ist von künstlerischem Standpunkt aus durchaus richtig. Doch habe ich zu jener Zeit, als wir unseren Ausflug nach Ungarn planten, einiges über Euer Volk gelesen und da ich im Leben schon so manches las, weiß ich über Menschen und ihre Gemeinschaft bald Bescheid. Der arme Eckermann könnte davon ein Lied singen, weil ich ihm in dieser Hinsicht viel Arbeit gegeben habe . . . Adam ist in Eva stets sterblich verliebt und ändert sich in dieser Hinsicht bis zu den letzten Szenen kaum. Der bejahrte Adam setzt im Phalanster sein Leben für eine Frau auf's Spiel, die er soeben kennen gelernt hat.

MADÁCH :

Diese Frau aber ist eine Mutter !

GOETHE :

Wohl weiß ich, was Ihr damit sagen wollt, daß Euch nicht nur die Schönheit, sondern, vielleicht noch mehr, auch die Seele des Weibes liebenswert war. Bedenkt, ich habe viele geliebt, viel mehr Frauen als Ihr. Auch Faust liebt zwei Frauen, und nach der zweiten ist die Liebe für ihn endgültig erledigt. Dieses unüberlegt lodernde, jede Erfahrung außer Acht lassende ritterliche Feuer dürfte gleichfalls ungarische Überlieferung und ungarischer Idealglaube schüren. Faust wäre in der Eskimohütte bei weitem nicht so verzweifelt gewesen wie der — nun darf er wohl bereits so genannt werden — ungarische Adam, der seiner schönsten Illusionen beraubt wurde. Auch die herrliche Friedhofszene ist ein Sinnbild ungarischer Ritterlichkeit. Alle versinken im Grabe, nur Eva, das niedrige, sündige Weib von London erhebt sich unerwartet und steigt auf den Fittichen, die ihm der Idealismus des ungarischen Mannes verliehen, wie ein die häßliche Puppe sprengender ewiger Schmetterling, zur Höhe empor. Evas Verklärung wurde zu einem himmlischen Lied — und sie war dessen würdig.

ERSTE FRAUENSTIMME :

»Was drohst du Abgrund mir zu Füßen?
 Ich zittere nicht vor deiner Nacht,
 Mein Staub nur muß mit seinem Tode büßen,
 Mich selbst verklärt des Schöpfers gütige Macht.
 Die Genien der Liebe, Dichtung, Jugend
 Bauen mir den Weg ins ewige Heimalland,
 Den Menschen, die auf Erden tastend, suchend
 In der eigenen Finsternis sind festgebannt,
 Send ich mein Lächeln, daß es ihre Welt,
 Als Sonnenstrahl vergoldet und erhellt.«

(Leise Musik.)

MADÁCH :

Ihr habt wohl recht. Eva ist in der Tat ungarischer Herkunft, wenigstens die Eva des ungarischen Adam.

GOETHE :

Woran Ihr keinen Anstoß nehmen dürft. Alle Ewigkeitswerte verdanken ihre Gültigkeit individueller Geltung oder gelangten auf dem Wege der Gemeinschaft zu allgemeiner Geltung. Faust und Margarethe sind urdeutsch und auch meine schöne Helena ist ein deutsches Traumbild von griechischer Schönheit.

MADÁCH :

Unsere irdischen Freunde wollten auch wissen, daß die Struktur meines Werkes zu einförmig, von zu strenger Konsequenz sei, was teils Lob, teils Tadel bedeutet. Euer Faust wieder soll so tief und pfadlos sein wie der deutsche Urwald.

GOETHE :

Und doch liegt die Schönheit unserer Werke in ihrem Unterschied und daß wir diesen kennen. Eure Tragödie ist aus klaren Linien zusammengesetzt. Adam strebt nach der Verwirklichung großer Ideen und schlägt eine seiner Versuche fehl, wird von ihm das gerade Gegenteil versucht. So wird die Geschichte zum kristallklaren Lebensrahmen des ewigen Menschen. Mein Heinrich ist anders geartet. Er hat nicht viel für Geschichte übrig, er tritt uns bejahrt, in geistiger Vollendung, mit Wissenschaft beladen entgegen. Er sucht das Leben und das Glück. In seinem Lebens- und Glückshunger gibt es keine Grenzen, keine Logik, keine eindeutig geraden Wege. Je geheimnisvoller, eigenwilliger die Lebensflut brandet, umso mehr ist sie sein Lebenselement.

MADÁCH (sinnend) :

Paläste und Wälder, Kristalle und Bergquellen . . . sie alle sind schön, wenn Seele hinter ihnen steht.

GOETHE :

Wenn Gott sie belebt. Ein Wunder zeugte unsere Welt, der Glaube daran nährt sie, ließ sie wachsen und gedeihen und wenn unsere Pilgerfahrt zu Ende ist, harrt unser bereits ein neues Wunder : die Ewigkeit. Nun sind wir hier, der Staatsminister aus Weimar und der ungarische Grundherr, Faust und Adam . . .

MADÁCH :

Vergeßt das vorletzte Wunder nicht, das man uns so oft zum Vorwurf machte. Daß sich vor Faust trotz seines Bundes mit dem Teufel die Himmelstür öffnet und daß Adam auch nach dem entsetzlichen Traum seinen Glauben nicht verliert. Dieses Ende ist allerdings ein Wunder, ohne Wunder aber nicht darzustellen.

GOETHE :

Faust war viel zu stark, um zu erliegen. Ich habe ihn mit übermenschlicher Energie gewappnet, er konnte nicht zum jämmerlichen Opfer des Teufels werden.

MADÁCH :

Adam gleichfalls. Ihn schützte sein warmes Herz, das ihn die öde Wirklichkeit der Teufelsbilder verachten ließ. Die Erde konnte zu Eis erstarren, Adams Herz blieb warm.

GOETHE :

Heinrich fühlte im Augenblick des Todes das Glück höchster Erfüllung.

MADÁCH :

Adams glücksuchender Blick ist in die Zukunft gerichtet : auf sein Kind und das ewige Weib, das ihm die Güte des Schöpfers als tröstende Lebensgefährtin gab, um durch sie die tragische Gegenwart, die man Wirklichkeit nennt, zu verschönern, und seinen Blick sanft auf die versöhnende Zukunft zu richten, die den Namen »süße Verheißung« führt.

GOETHE :

Jeder Mann ist ein Kind. Er muß sein müdes und friedloses Haupt schließlich nur in einen Mutterschoß legen, dann wird für ihn alles einfach. Sieh', auch

unser Kollege Ibsen, der dritte im Bunde, machte aus Peer Gynt, dem nordischen Bauer vergebens einen zügellosen Wicht; auch dieser findet den Weg zur treuen Solvejg zurück und stirbt in ihren Armen. Auch jetzt wandert er wieder mißmutig unter uns, obwohl er ein goldenes Herz hat.

MADÁCH:

Es war nicht unsere Absicht, den Menschen eine Lektion zu erteilen. Hier aber aus der Höhe betrachtet, scheint es mir doch, als ob wir ihnen so manche Lektion erteilt hätten, wenigstens in dem Maße, als jedes Kunstwerk etwas zu Beherzigendes enthält.

GOETHE:

»Ich sagte dir: Mensch, kämpfe und vertraue!«

MADÁCH:

»Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.«

GOETHE:

Wenn wir zur Erde hinabblicken, sehen wir...

MADÁCH (fortfahrend):

... daß die Ärmsten dort unten wohl einer Lektion bedürfen. Glauben und arbeiten...

(Leise Musik.)

ERSTE FRAUENSTIMME:

*Durch das weite Wolkenmeer
Zwei Lichtgestalten wallen,
Sie denken an Wiege und Grab nicht mehr
Sind keine Erdenvasallen.
Der irdischen Hülle und Fessel befreit
Erreicht zwei Männer die Ewigkeit.
Der eine alt, ein blinder Greis,
Mit Haaren, die schon silberweiß,
Im erloschenen Auge, dem fahlen Gesicht,
Weilt suchend des Himmels Strahlenlicht.*

ZWEITE FRAUENSTIMME :

*Der andere ist noch jung an Jahren,
Mit Schönheit beschenkt und Rätsel im Blick
Im Anlitz Millionen sich wiedersahen,
Aus seinem Auge blickt die Menschheit zurück.
Denn Fleisch von seinem Fleische
Und Blut von seinem Blut
Sind wir alle hier auf Erden
In des Lebens brandender Flut.
Heiß pochen unsere Herzen
Wenn sie sein Wort berührt,
Weil jeder in ihm das eigene,
Das gemeinsame Schicksal fühlt.*

MADACH :

Adam ! Adam !

GOETHE :

Heinrich, du lebst? Bist also nicht nur ein Gleichnis?

MADACH :

Wie kamst du her ins Land, wo der Tod die Stätte nur für die Lebenden bereitet? Du auf der Anfangsstufe des Seins, kaum mehr als ein eben in der Retorte entstandener Homunkulus, fürchtest du nicht den heißen Atem Gottes, der dich in Nichts verwandelt?

GOETHE :

Heinrich, mein aus den Krallen der Lemuren befreites zweites Ich ! Wirst auch du nicht, wie einst das Schattenbild der schönen Helena, die ich unsagbar liebe, in nichts zerrinnen?

FAUST :

*Wir kamen um zu huldigen, stolze Seelen,
Und nicht um uns bei Euch niederzulassen,
Denn unser Weg ist endlos wie die Bahn
Der Wandelsterne, die im Weltall kreisen,
Wir kreisen mit und tragen vor den Menschen
Die Ideale ihres Lebens her : ein reiches Dasein,
Ungewöhnliche Kraft und tiefe Fährte, unsere reine Absicht
Den Bogen spannend zwischen Erd' und Himmel
Und härten Männerherzen wir zu Stahl.*

MADÁCH

Und Adam du, mein Kind . . . mein Vater !

ADAM :

*Mit meinem zu Gott erhobenen Herzen
Und dem zur Erd' gebückten Leib
Gehöre ich allen und auch du mein Sohn !
Zuhause aber bin ich nur bei Euch,
Weil meine menschengewordene Form
In ungarischer Erde wurzelt.
Du löstest zwar am Ende deines Werkes
Die Fessel mir, doch ist auch damit Adam noch nicht frei,
Erst wenn der Boden, der die Wurzel trägt,
Nicht mehr bedroht ist und vollkommen frei,
Dann schlägt für Adam die ersehnte Stunde.
Madách, du größter der Eroberer,
Der du den Menschen in dir ganz verschwendest
Und ihn teils mir, teils deinem Volke schenkest,
Du hast dafür den höchsten Preis gezahlt :
Dein eigen' Herz !
So ist die Reihe an der Menschheit nun,
Daß sie an deinem Volk Vergeltung übt
Und ihm die besten aller Güter spendet :
Den wahren Frieden und die heilige Ruh'
Dann kann es froh in seine Zukunft schauen
Und wie Gott wollte : kämpfen und vertrauen.*

GOETHE :

Sieh nur, sieh Freund, wir lebten nicht vergebens.

Nachdichtung von Ilona Márköszy

DER ERSTE UNGARISCHE JOURNALIST

VON EDGAR PALÓCZI

In einem Saale des Königsschlusses von Valladolid kamen und gingen im Herbst 1522 interessante Männer. Spanische, italienische, portugiesische, französische, deutsche und griechische Seeleute, die am Leben gebliebenen Mitglieder der ersten Umsegelung der Erde, der Magalhães-Expedition, waren hier mehrere Tage versammelt, um von ihren wunderbaren Erlebnissen zum ersten Mal amtlich zu berichten. Vor dem Königspalais floß leise die Esgueza dahin, und durch die Fenster blickten die Türme der von Torquemada erbauten Kathedrale auf die ungewöhnliche Versammlung herab. In derselben Stadt hatte sechzehn Jahre vorher Christoph Columbus in einer Dachstube die Augen für immer geschlossen.

Der 32 jährige, aus Siebenbürgen gebürtige Sekretär Kaiser Karls V., Maximilianus Transylvanus übernahm die große und geschichtliche Aufgabe, seine Zeitgenossen auf Grund der Berichte der Seeleute, die die Erde umsegelt hatten, in schwungvoller lateinischer Sprache von den Ergebnissen dieser das Weltbild endgültig klarstellenden, großzügigsten Seereise aller Zeiten zu unterrichten, und die Audienz zu leiten. Wer war dieser Mann, der einer inneren Stimme gehorchend, diese geschichtliche Mission dem Ungartum vorbehielt?

Die Familie Erdélyi von Somkerék und Gernyeszeg zählte bereits in dieser Zeit zu den alten und namhaften Geschlechtern Siebenbürgens. Sie entstammte dem Komitat Doboka und wurde dann, nachdem sie sich auf zwei Zweige gespaltet hatte, im inneren Komitat Szolnok sowie im Komitat Torda ansässig. Die Familie schenkte dem Vaterland Woiwoden von Siebenbürgen, Gesandte, tapfere Krieger und Obergespäne, und auch der gelehrte Humanist Transylvanus, der, dem Brauche der Zeit folgend, seinen Namen in lateinischer Form gebrauchte, war ein Abkomme des Geschlechtes. Sein Vater fand vier Jahre später auf dem Schlachtfeld von Mohács den Heldentod. Er selbst wurde um das Jahr 1490 in Siebenbürgen geboren und kam 1511 als Schützling des Kardinalerzbischofs von Salzburg, Matthäus Lang, der rege Beziehungen zu den ungarischen Humanisten unterhielt, an den spanischen Hof. Bereits im Jahre 1519 wurde er zum Hofsekretär und Mitglied des Grant Conseil. Zu dieser Zeit führte er die Tochter einer der vornehmsten altkastilischen hochadeligen Familien, Franziska Harro, zum Altar. Der Oheim seiner Gattin Christoph Harro, rüstete die Magalhães-Expedition aus und war einer ihrer wirksamsten Förderer.

Der junge Hofsekretär konnte bereits damals auf einen wechselvollen Lebensweg zurückblicken. Er hatte den größten Teil Europas bereist, war als Hofkurier zweimal vor dem englischen König, Heinrich VIII. erschienen und sein Name als Hofsekretär fand sich unter jenen, die am 30. Dezember 1521 in Worms das kaiserliche Diplom gegen die Lehren

Luther unterfertigt hatten. Somit ist auf dem Dokument, das die große deutsche Schicksalswende aufzuhalten trachtete, auch seine Unterschrift zu lesen.

Dieser vielgereiste, selbst in der humanistischen Verskunst bewanderte, hochgebildete Ungar aus Siebenbürgen, der über einen weiten Gesichtskreis verfügte und nach den Überlieferungen der Familie Baron Kemény aus Besztercze stammte, war sich darüber im Klaren, daß sein Bericht über die erste Umseglung der Erde für alle Zeiten zu einer der wichtigsten Quellen dieses dramatischsten Abschnittes der Entdeckungsgeschichte wird. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu der die Expedition organisierenden Familie Harro, seine persönliche Bekanntschaft mit Magalhães gaben ihm die Feder in die Hand, um 48 Tage nach der glücklichen Rückkehr der »Viktoria«, am 24. Oktober 1522 mit dem aufsehenerregendsten Bericht seiner Zeit zu beginnen, den er bald beendete und an seinen ersten Gönner, den Kardinalerzbischof von Salzburg, Matthäus Lang weiterleitete.

Auf diese Weise entstand zur Belehrung der Welt der Bericht »De Moluccis insulis«, der in Köln im Jahre 1523 im Druck erschien. Auf dem herrlichen Titelblatt des Werkes, das stark an die Kodexe der Renaissance erinnert, sind die Gestalten der neun, auf Lautenklänge tanzenden Musen, sowie die Grazien, die lieblichen Töchter von Zeus und Eurynome — Aglaja, Euphrosine und Thalia — zu sehen.

In so prunkvollem Gewand erschien vor der Öffentlichkeit der ganz Europa in fieberhaftes Erstaunen versetzende Bericht des in weite Fernen verschlagenen ungarischen Schriftstellers, der im wahrsten Sinne des Wortes Journalist und Berichterstatter war, da er in der Tat über Neuigkeiten berichtete.

»Da die Schifffahrt ein so wunderliches Ding ist, und da weder in früheren noch in heutigen Zeiten an eine solche Fahrt gedacht, geschweige denn eine solche unternommen wurde, habe ich beschlossen, den Verlauf des ganzen Unternehmens Ew. Hochwürden so wahrheitsgetreu zu beschreiben, wie ich es irgend vermag. Ich habe dafür gesorgt, daß sowohl der Führer der Schiffergruppe, als auch die einzelnen, ihn begleitenden Matrosen mir über alles aufs genaueste Bericht erstatten.

Der Bericht des ungarischen Sekretärs Kaiser Karls V., dessen Originalmanuskript in einer Münchener Bibliothek aufbewahrt wird, erregte überall wohlverdientes Aufsehen. Bereits im selben Jahr wurde das Werk auch in Rom gedruckt und in kurzer Zeit erschienen dort drei Auflagen. Im Jahre 1524 wurde der Bericht in Basel herausgegeben, 1534 erschien er zum ersten Mal in italienischer Sprache und wurde dann im 1536 auch in Venedig verlegt. Pigafetta, der an der Expedition teilgenommen und das Reisejournal geführt hatte, läßt seine Stimme erst nach diesem Jahr im Druck vernehmen; indessen stand der Ruhm Transylvanus' damals schon so hoch, daß viele in ihm einen Teilnehmer der ersten Fahrt um die Welt zu erblicken glaubten.

Die geschichtliche Forschung hat den späteren Lebenslauf Transylvanus' einigermaßen geklärt. Von ungarischer Seite versuchten Alexander Márki, Graf Alexander Apponyi und Ludwig Kropf seinen sonderbaren Lebensweg zu beleuchten. Belgien wo er lange Zeit lebte, be-

anspricht unseren großen Landsmann auch heute noch für sich, und — gleich den Holländern — versuchten es auch die Siebenbürger Sachsen, ihn für ihren Sohn zu erklären. Allerdings ohne jeden Erfolg, da schon die Zeugnisaussage seines Landsmannes, des Erzbischofs Nikolaus Oláh, keinerlei Zweifel über sein Ungartum zuläßt.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin heiratete Transylvanus in zweiter Ehe Catherine de Moll, die ihm zwei Töchter, Jeanne und Marie, gebar. Ferner ist uns bekannt, daß er seit 1522 Besitzer des Schlosses Chateau d'Houthem und des dazugehörigen Gutes in Ramsdonck bei Brüssel war. Im Jahre 1537 erstand er um 21.000 »Carolus Gulden« vom Grafen Ruprecht de la Marck das Schloß von Bouchon sowie das dazugehörige Gut, gleichfalls in der Nähe von Brüssel. Ein kaiserliches Patent bestätigte ihn in diesem Besitz als »Seigneur de Bouchon«. Dasselbe Schloß wurde dann in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts zum letzten Aufenthaltsort Charlottens, der Witwe des Kaisers Maximilian von Mexico. Zum letztenmal begegnen wir der Gestalt Transylvanus' im Jahre 1543, als er an den prächtigen Festlichkeiten teilnahm, die zu Ehren des sich von Spanien nach den Niederlanden begebenden Prinzen Philipp in Köln veranstaltet wurden. Auch in Antwerpen war er zugegen, als der Sohn des Kaisers dort einzog.

Nach einer anderen Annahme, die sich auf Prozeßakten stützt, soll er indessen bereits im Jahre 1538 gestorben sein. Jedenfalls gehört sein Leben zu den bemerkenswertesten ungarischen Laufbahnen; als Schriftsteller, Dichter und Diplomat erwarb er dem ungarischen und siebenbürgischen Namen gleicherweise Ruhm und Ehre. Nun ist es an der Zeit, daß die pietätvolle Nachwelt, die sich auf die ewigen Werte des Ungartums besinnt, auch sein der Vergessenheit anheimgefallenes Andenken würdige. Heute, im Strudel des Weltgeschehens, dessen Schauplatz durch Magalhães' Fahrt so beträchtlich erweitert wurde, dürfte die Wiederbelebung von Transylvanus' Andenken, der diese Fahrt als erster beschrieb, besonders zeitgemäß erscheinen.

Wir nannten Transylvanus den ersten ungarischen Journalisten und zwar aus dem Grunde, weil er bereits im Jahre 1519 Zeugnis davon ablegte, daß er sich dazu berufen fühlt, weltgeschichtliche Begebenheiten in journalistischem Stil festzuhalten. Am 27. Juni 1519 wurde sein Herr und Gebieter, König Karl I. von Spanien, vormittag um 9 Uhr, von den deutschen Ständen als Karl V. zum Kaiser von Deutschland gewählt. Den reisejournalartigen Bericht über die Reise der Deputierten der Stände, die sich nach Spanien begaben, um dem neuen Kaiser die Wahl bekanntzugeben, verfaßte Transylvanus im Handumdrehen; er ließ das Heft im Umfang von 15 Blättern »als modischen Zeitungsbrief zur Belehrung des Publikums« drucken. Solche Zeitungsbriefe waren die Journale jener Zeit.

Vom Beginn seiner Laufbahn ist uns noch ein dichterisches Werk erhalten, das beinahe einem Report in Versen gleichkommt: »An die Mädchen von Konstanz, zum Anlaß des kaiserlichen Konvents.« In diesen Versen gefällt sich der Dichter den Mädchen gegenüber in der Rolle des fürsorglichen Vaters, der sie weise vor leichtsinnigen Liebschaften warnt. Halten wir uns das berühmte und zeitgetreue Gemälde Makarts, das er

von dem Einzug Kaiser Karls V. in Antwerpen malte, vor Augen, — nackte Freudenmädchen zur Seite des Kaisers — so wird auch die freie Sprache verständlich, in der der junge Dichter in diesen Versen die Liebe behandelt. Auch die Freuden des Olymps werden im Zeichen derselben Freiheit geschildert; von diesen hat der junge Dichter, dem ungezügelter Geist der Jugend seiner Zeit entsprechend, gewiß auch reichlich genossen. Eine andere erhaltene Dichtung 'Transylvanus', die gleichfalls eine aktuelle Begebenheit — die ihm befreundete Familie Vriendt errichtet zu Ehren des Kaisers einen Triumphbogen — zum Thema hat, und in der der Dichter in einer an Michael Tompa erinnernden Allegorie einen hübschen Vergleich zwischen dem Gesang des Singvogels und des Dichters zieht, zeigt uns Transylvanus bereits als alternden Mann, der den Nichtigkeiten der Welt entsagt, kein Interesse mehr an den Weltgeschehnissen hat und ausschließlich der Literatur lebt. Wir sehen einen Mann, der dichterischen Ruhm höher schätzt, als alles andere im Leben. Die Verse gewähren tiefen Einblick in die Persönlichkeit des Dichters. Glanz und Pracht, die ihn stets so reich überschütteten, vermochten es nicht, ihn zum Eigendünkel zu verleiten; neben den vergänglichen, irdischen Gütern, Prunk und Schimmer wußte er in weiser Betrachtung stets die Werte des ewigen Seins vor Augen zu halten, und legte an seinem Lebensabend auch Zeugnis davon ab.

Mit diesem philosophischen, tief menschlichen Akkord schloß der eigenartige und romantische Lebenslauf des ersten ungarischen Journalisten, den das Schicksal von den Bergen Siebenbürgens in das glanzvollste und strahlendste Hofleben der Zeit, in das Herz des Habsburgerhofes führte. An den Hof des Habsburgers, der damals das stolze Wort sprechen durfte, die Sonne gehe in seinem Reich niemals unter.

Transylvanus diente seinem kaiserlichen Herrn, dem großen Weisen seiner Zeit, der als Mensch und Herrscher gleicherweise gewaltig war, und unter dem das Haus Habsburg seine größte Macht entfaltete, mit der rückhaltlosen Hingebung seines ungarischen Herzens, und folgte diesem, einem Schatten gleich, überallhin. Darum schlug ihn Kaiser Karl V. zum Ritter, erhob ihn zum mächtigen und reichen Ratsherrn und darum ist auch sein Andenken untrennbar mit der Gestalt seines großen Herrschers verbunden.

KÖNIG MATTHIAS UND SEIN RITTER AUS DER SCHWEIZ

VON BÉLA DEZSÉNYI

An einem Frühherbstnachmittag des Jahres 1479 kämpfte ein einsames Schiff mit den Wogen des Vierwaldstättersees, die ein jäher Sturm aufgepeitscht hatte. Der Steuermann, sowie der einzige Passagier vermochten das Ufer nur unter Anspannung ihrer letzten Kräfte zu erreichen. Der Passagier, seinem Beruf nach Notar bei der Kanzlei in Luzern, hieß Melchior Ruß; die gefährliche Fahrt gehörte zu seinen Amtspflichten, er sollte einen mitgeführten Vertrag unterzeichnen und mit den Amtssiegeln der Kantone Schwyz, Uri und der andern (zu jener Zeit waren es bloß acht an der Zahl) versehen lassen. Noch ahnte der junge Beamte nicht, daß auch sein eigenes Schicksal durch diesen Vertrag besiegelt werden sollte, der ein gegenseitiges Bündnis des Ungarnkönigs Matthias und der schweizerischen Kantone auf zehn Jahre enthielt.

Nicht ohne Grund suchte König Matthias die Freundschaft der Schweiz zu gewinnen. Die westlichen Beziehungen des großen Herrschers wurden von seinem Verhältnis zu Kaiser Friedrich III. bestimmt, mit dem er bereits bei seiner Thronbesteigung Krieg führen mußte. Die vom Westen her lauende Gefahr legte so beträchtliche Kräfte lahm, daß sich Matthias nie rückhaltslos dem Hauptziel seines Lebens, der Unterwerfung der Osmanen widmen konnte. Er war gezwungen in weiter entfernten westlichen Ländern einen Verbündeten gegen Friedrich zu suchen, den er anfangs in der Person Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund zu finden hoffte.

Karl der Kühne trachtete danach, seine teils auf französischem, teils auf deutschem Gebiet gelegenen Lehnsgüter zu einem starken Reich zusammenzuschmieden; dieser Plan aber verletzte die Interessen sowohl des Deutsch-Römischen Kaisers, als auch die des französischen Königs und der Schweiz in gleicher Weise. Die Eroberungspläne Karls wurden von den Schweizern vereitelt. Diese erklärten Karl den Krieg und konnten, obwohl sie von den beiden, mit ihnen verbündeten Großmächten im entscheidenden Augenblick im Stich gelassen wurden, in den Schlachten von Grandson und Murten einen entscheidenden Schlag gegen Burgund führen, schließlich aber bei Nancy das Heer Karls des Kühnen endgültig vernichten. Der Herzog selbst fand in dieser Schlacht den Tod. Die Schweizer verdankten diesen Erfolg dem Umstand, daß sie in diesem Jahrhundert über die einzige nationale Armee verfügten, die sich auf die allgemeine Wehrpflicht stützte, und daß insbesondere ihre Infanterie vorzüglich war. Dabei war Karl der Kühne mit dreifacher Übermacht gegen sie angerückt und auch die riesige Kriegsbeute, die die Schweizer machten, zeugt für die Größe seiner Streitmacht. Sie bestand aus mehr als 400 verschiedenen Geschützen, 300 Tonnen Schießpulver und nahezu

10.000 Pferden, außerdem ließen die Burgunder auf dem Schlachtfeld von Grandson Lanzen, Armbrüste, sowie zahllose, in England hergestellte Pfeile zurück. Zur Beute gehörten auch noch 700 Fahnen, und das Gold, die Geschmeide und andere Kostbarkeiten Karls und seiner Feldherren im Werte von mehreren Millionen.

Der ungarische Graf Josef Teleki berichtet in 300 Jahre später abgefaßten Aufzeichnungen über die Kapelle, die dem Andenken der Schlacht von Murten geweiht ist und erzählt, daß die Gebeine der dort 1476 gefallenen burgundischen Söldner in Haufen herumgelegen seien. Ferner berichtet er, daß sich sein Diener zum Andenken einen Knochen nach Hause mitgenommen habe . . . Die Schweizer tragen den Kopf hoch, wenn von dieser Schlacht die Rede ist — schreibt Teleki. Allerdings hatten sie genügend Grund zum Stolz, ging doch der kleine Bundesstaat als richtige militärische Großmacht aus dem Kriege mit Burgund hervor, und gab es doch in ganz Europa nur noch ein einziges Heer — das Heer König Matthias' —, das dem ihrem gleichkam. Es war daher weder für die Schweizer noch für die europäische Diplomatie eine Überraschung, als Matthias nach dem Fall Karls des Kühnen freundschaftliche Beziehungen zu dem Schweizer Bund anzuknüpfen suchte. Er schickte eine glänzende Gesandtschaft nach der Schweiz und im Jahre 1479 wurde auch ein Freundschaftsbündnis abgeschlossen, in dem die beiden Mächte übereinkamen, Gewalt und Selbstjustiz im gegenseitigen Verkehr auszuschalten, ihre Untertanen gegenseitig in Schutz zu nehmen und keine Hindernisse in den Weg des Handelsverkehrs zu legen. Der wichtigste Punkt des Vertrages aber bestand darin, daß falls einer von den vertragschließenden Partnern von einer dritten Macht angegriffen werden sollte, der andere dem Angreifer keinerlei Unterstützung gewähren dürfe. Unter »dritter Macht« war offenbar niemand anderer als Kaiser Friedrich gemeint, und Matthias erreichte durch diesen Vertrag, daß die Schweizer nicht in den Sold des Kaisers zu treten vermochten. Denn der Ruhm der Schweizer war nach dem Krieg mit Burgund gewaltig gestiegen und die europäischen Mächte überboten sich gegenseitig in Anträgen, diese in ihr Heer zu locken. Matthias soll gleichfalls erklärt haben, mit 20.000 schweizerischen Soldaten die Osmanen leichten Weges aus Europa vertreiben zu können. Naturgemäß hätten die Schweizer infolge der großen Entfernung keine Soldaten nach Ungarn senden können, wohin nur einzelne Ritter kamen. Unter diesen befand sich einer der Helden von Murten, Hans Hallwyl, der seine ersten Schlachten angeblich noch unter Johann Hunyadi geschlagen hatte.

Allein Matthias wollte seine neuen Verbündeten auch nicht gegen die Osmanen ins Treffen führen, vielmehr bedeuteten sie ihm Sicherheit, an seinen westlichen Grenzen keines feindlichen Angriffes gewärtig sein zu müssen. Allerdings konnte ihn sein Vertrag mit den verbündeten Kantonen nicht völlig zufriedenstellen, da dieser ihn nur vor einer Hilfeleistung der Schweizer an Friedrich schützte, falls ihn ein Andgriff von dieser Seite treffen sollte. Er hätte das Abkommen gerne zu einem regelrechten Schutz- und Trutzbündnis erweitert, und pflog auch Verhandlungen in dieser Richtung. Indessen führten diese zu keinem Erfolg, da ein Teil der Kantone gegen das engere Bündnis Stellung nahm. Das Schutz- und Trutz-

bündnis kam nicht zustande, trotzdem Matthias seine Freundschaft den Schweizern auf jede mögliche Art zu bezeugen suchte. Allen, die an dem Abschluß des Bündnisses Anteil hatten, wurden Belohnungen, manchen sogar Jahresrenten zugedacht. Unter diesen befand sich auch Melchior Ruß, der — wie wir gesehen haben — keine Mühe scheuend, eifrig um den Erfolg des Vertrages bemüht war. 1488 wurde dann Ruß zum Führer der Abordnung, die auf den Wunsch Matthias' aus Luzern und Zürich nach Ungarn kam.

Auf diese Weise ist Melchior Ruß zum Helden der ungarisch-schweizerischen Bündnisbeziehungen geworden, deren weitere Entwicklung nunmehr eng mit seinem eigenen Schicksal verknüpft war. Er selbst berichtet uns über die nahezu 2½ Jahre, die er, mit kurzen Unterbrechungen, am Hofe Matthias' verbrachte, eingehend. Allerdings wurden diese Aufzeichnungen nicht für die Geschichte, nicht für die Nachwelt verfaßt, vielmehr sollten sie dazu dienen, Ruß von den verschiedenen, mit seiner Gesandtschaft zusammenhängenden Anklagen reinzuwaschen und ihm zu seinen berechtigten, oder wenigstens als berechtigt empfundenen Forderungen zu verhelfen. Wenn wir den Verfasser nach der heutigen Auffassung auch als kleinlichen, materialistischen und spießbürgerlichen Mann zu erkennen glauben, so muß doch vor Augen gehalten werden, daß derselbe Philister den großen Ereignissen, in die er hineingerissen wurde, stets tapfer die Stirne zu bieten wußte. Kaum 24 Jahre alt, nahm er an den Schlachten von Grandson und Murten teil. Im Auftrag seiner Vaterstadt hatte er an dem Abschluß des Vertrages mit König Matthias bedeutsamen Anteil, doch will es ihm scheinen, daß die Belohnung, die ihm hiefür zuteil wurde, — der Abgesandte des Königs stellt ihn mit den Schreibern der Kanzlei auf die gleiche Stufe und entlohnt ihn mit 10 Gulden — nicht im Verhältnis zu seinen Bemühungen stehe. Daher besteigt denn Ruß kurzentschlossen ein Roß und galoppiert nach Buda, um seine Beschwerden persönlich mit dem König zu schlichten. Er trifft den König nicht in Buda an, da sich dieser gerade in der Moldau befindet, und zu einer Schlacht gegen die Osmanen rüstet. So folgt ihm denn Ruß in die Moldau nach und nimmt — wie er uns später berichtet — gleichfalls am Kampfe teil... Hierüber aber ist Ruß im Irrtum: in diesem Jahre — im Jahre 1479 — kämpfte kein ungarisches Heer in der Moldau. Wohl fand die Schlacht am Brotfelde zur selben Zeit statt, doch ohne die persönliche Beteiligung des Königs, und der denkwürdige Sieg wurde von seinen Heerführern, Paul Kinizsi und Stefan Báthory, errungen. Ruß aber ist ein vertrauenswürdiger, genauer Mann, dem unbedingt Glauben zu schenken ist, wenn er behauptet, vom König in die Schlacht geschickt worden zu sein. Es ist anzunehmen, daß er an der Schlacht des folgenden Jahres in Bosnien teilnahm, oder daß er — und dies scheint wahrscheinlicher — vom König zwar in Buda empfangen wurde, später aber aus eigenen Stücken und nicht mit dem König, sondern mit Kinizsi, nach Siebenbürgen, in den eben beginnenden Feldzug gezogen ist. Er berichtet uns, daß da eine große Schlacht gewesen sei, wobei 20.000 Osmanen gefallen wären. 800 Gefangene wurden gemacht und 24 Fahnen erbeutet. Zur Belohnung schenkte ihm der König 100 Goldstücke, einen türkischen Kaftan, ein Schwert, einen Köcher und zwei türkische Banner, sowie

einen Donationsbrief über eine Jahresrente von 300 Goldstücken. So beschenkt, kehrte er in seine Heimat zurück.

Dort angelangt, warteten seiner nun friedvollere Jahre. Endlich vermochte er sich seiner wahren Bestimmung zu widmen und die berühmte Chronik von Luzern, eines der wichtigsten Quellwerke der schweizerischen Geschichte abzufassen. Denn seinem innersten Wesen nach war Ruß Schriftsteller und kein kühner Held. Es ist daher auch verständlich, daß ihn die Aufforderung, zum zweitenmal nach Ungarn zu reisen, nicht sehr angenehm berührte. Er sträubte sich dagegen und führte an, daß er kaum dem Krankenbett, an das ihn die Blattern lange Zeit genagelt hatten, entstiegen sei; daß seine Chronik gerade im Entstehen sei, abgesehen von der guten Anstellung, die ihm wertvoll war, und in der er bei dem Magistrat beliebt und geschätzt wurde. Und gerade nun das Ansinnen, eine so gefahrvolle und beschwerliche Reise anzutreten! — Doch half ihm sein Widerstand nicht im Geringsten, denn selbst sein leiblicher Vater wandte sich gegen ihn und betonte, daß er dem Vaterland dieses Opfer nicht verweigern dürfe. Unser Held ist gezwungen nachzugeben, und sich samt seinen beiden Gefährten, dem Zürcher Thomas Schaub und dem Luzerner Johannes Schilling, sowie mit dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Gefolge aufs Pferd zu setzen und die Reise anzutreten. Das Gefolge diente nicht bloß zur Entfaltung der zu dieser Zeit den Gesandtschaften zukommenden Pracht, sondern auch zur Bannung der Gefahren, die mit einer solcher Reise verbunden waren. Damals herrschte eben das Faustrecht, wo tausend Gefahren auf die Reisenden lauerten, selbst wenn diese bloß unscheinbare Kaufleute waren. Ruß erzählt uns, daß die Schweizer ihm einige Monate später in der Person eines Mannes namens Jäger aus Luzern einen Kurier mit Briefen und Anweisungen nachsandten. Das Schiff des Kuriers wurde auf der Strecke zwischen Linz und Passau von zwei anderen Schiffen angehalten, der Kurier von der verummten Bemannung gefangengenommen und erst wieder freigelassen, als ihm die an Ruß und König Matthias gerichteten Briefe abgenommen worden waren.

Ruß und sein Gefolge dagegen schienen die schwere Reise ohne größere Unfälle überstanden zu haben und unser Held verzeichnet bloß, daß sie an der Donau und bei München einen empfindlichen Verlust an Pferden erlitten hätten.

König Matthias empfing die Abgesandten der Schweiz in dem unterworfenen Wien mit einer Pracht, die ihrer Sendung in jeder Weise angemessen war. Er teilte ihnen 12 Edelknaben zu und stellte während ihrer Reise außerdem noch mehrere Magnaten und Soldaten in ihre Dienste. Auch sonst benützte der König jede Gelegenheit, um Ruß und seine Gefährten auszuzeichnen; wenn diese mit ihrem glänzenden Gefolge über die Straßen Wiens ritten, erkannte sie das Volk schon von weitem und der oft anerkennende, oft aber neidische Ruf »dies sind die Schweizer« erklang hinter ihnen bald hier, bald dort.

Eine besondere Kundgebung der königlichen Gunst bestand ferner darin, daß Melchior Ruß im Sommer 1488, am Sankt Johannis-Tag, in der Sankt Stefans-Kirche in Wien, in Anwesenheit des ganzen Hofes und der Abgesandten 10 fremder Mächte zum Ritter geschlagen wurde. »Nach

der feierlichen Messe — so berichtet Ruß von dem Vorfalle — kam Schatzmeister und Erzbischof Orbán zu mir und forderte mich auf, mich vorzubereiten und nicht zu erschrecken, wenn der König mich nach Beendigung der Messe zu Ehren des Bündnisses mit der Schweiz zum Ritter schlagen werde. Es sei sein Wille, auch in der Schweiz einen Ritter zu haben. Darüber erschrak ich — setzt Ruß seinen Bericht fort — fast zu Tode.« Er ließ den König um Entschuldigung bitten und ihm sagen, daß er nicht zum Ritter erhoben werden wolle. Dieser erzürnte »so daß er ganz in Feuer geriet« und Ruß vor sich kommen ließ. »Du mußt Ritter werden!« herrschte er unseren Abgesandten an und ließ durch den Kanzler Lukács laut verkünden, daß die Schweizer seine lieben Verbündeten seien und er zum Dank für alles, was diese für ihn getan, nun ihren Abgesandten zum Ritter schlagen werde. Kaum war die prunkvolle Zeremonie beendet, ließ der König Ruß auch noch eine besondere Belohnung überreichen und verlieh ihm den »Drachen-Orden«.

Indessen fühlte sich der neue Ritter von der hohen Auszeichnung nicht im geringsten beglückt. Nicht nach Ruhm und Auszeichnungen begehrt seine Seele, vielmehr möchte er seine Heimat wiedersehen, die zwischen schneebedeckten Bergen gelegene kleine Stadt am blauen, vom Wind gekräuselten See; dahin ruft ihn das mächtigste Gefühl der Schweizer, das Heimweh zurück. . . Auch war seine Betrauung mit großen Ausgaben verbunden: Ruß hat bis in die kleinsten Details verzeichnet, welche Beträge er auszugeben hatte. (Kleider, Pferde, Schuhe, Hemden, Sättel, Stiefel, Schwerter, Sporen, Bäder, Rasieren u. a. m.) Ferner mußten Trinkgelder an die Diener, Pfeifer, Trompeter, Lautenschläger und Rezitatoren verteilt werden, die es als ihre Pflicht betrachteten, die ausländischen Abgesandten mit ihrer Kunst zu erfreuen. Allerdings ließ der König — im Gegensatz zu dem herrschenden Brauch — sämtliche Ausgaben der schweizerischen Abgesandten zur Last des königlichen Budgets legen und versprach, den ganzen Betrag nach der Abreise seiner Gäste zu begleichen.

Den wiederholten Bitten von Ruß Gehör schenkend, entließ Matthias die Abgesandten endlich mit huldvollen Worten und die Schweizer reisten in Begleitung von 20 Rittern, Ende November 1488 von Wien ab. Nach Luzern zurückgekehrt aber warteten Ruß und seine Gefährten vergebens auf den Abgesandten des Königs, der ihnen das zur Begleichung ihrer Auslagen versprochene Geld bringen sollte. Daher kehrte Ruß im Herbst des nächsten Jahres, bereits zum drittenmal, wieder nach Ungarn zurück, und wurde dort vom König mit der gleichen Gnade empfangen, wie einst. Er erfuhr, daß sein Guthaben ihm nicht nachgeschickt worden war, weil einer Nachricht zufolge die Revolution in der Schweiz ausgebrochen sein sollte, weshalb es die Abgesandten nicht für ratsam gehalten hätten, die Reise anzutreten. Ruß blieb noch mehrere Monate in Buda und begleitete den König zu Beginn des nächsten Jahres nach Wien. Offenbar hat Matthias, der die ausländischen Abgesandten stets mit Vorliebe an seinem Hof zurückhielt und diese oft lange Monate nicht fortließ, seinen schweizerischen Ritter besonders ins Herz geschlossen. Überdies war die Gegenwart der Schweizer an seinem Hof ein mahnendes Zeichen für den Kaiser, der daraus ersehen sollte, daß das Bündnis noch stark sei und daß die Schweizer auf der Seite Matthias' stünden.

Endlich, am Mittwoch vor Palmsonntag, am 31. März 1490, empfing der König in der Nacht Ruß zum Abschied und entließ ihn feierlich. Die Abreise war auf den Palmsonntag folgenden Montag festgesetzt, und Melchior Ruß lud am Palmsonntag seine Freunde, ungarische und tschechische Herren, zu einem Festmahl ein, um ihnen Lebewohl zu sagen. Das Gelage war auf seinem Höhepunkt, als der Hofnarr des Königs, Tibrili, plötzlich hereinstürzte und schrie: »Der König liegt im Sterben!« Noch ehe unser Ritter die Burg erreicht hätte, waren sämtliche Tore geschlossen und »es herrschte eine Durcheinander in der Stadt, die jeder Beschreibung spottete«. Ruß war kein Wiedersehen mit dem König mehr vergönnt, doch befand er sich als sein getreuer Ritter unter jenen, die im Trauerzug den Sarg des Königs trugen. Dann reiste er in seine Heimat, nach Luzern zurück.

Sosehr er sich jedoch auch nach einem einfachen, ruhigen Leben sehnte, das Schicksal hatte ihm ein anderes beschieden. Er wurde wider seinen Willen zum Ritter geschlagen, und mußte bis zu seinem Lebensende den Helden spielen, obwohl er bis ins Innerste seines Wesens stets Bürger blieb. Neun Jahre nach Matthias' Tod mußte er wieder zu den Waffen greifen. Diesmal rief ihn sein eigenes Vaterland, die Schweiz in den Kampf; nach Murten und dem Brotfeld war nun Schwaben der Schauplatz der Schlachten, und Melchior Ruß — wie hätte er wohl anders handeln können — bestieg wieder einmal sein Roß, um sein Schicksal auf sich zu nehmen. Aus dieser Schlacht aber gab es keine Rückkehr mehr für ihn: der einzige schweizerische Ritter Matthias' und des Ungarischen Reiches ist 1499, im letzten Jahre des letzten Jahrhunderts der Ritterzeit, mit dem Schwerte in der Hand, auf dem Felde gefallen.

DIE FRESKEN VON MAULBERTSCH IN SÜMEG

VON JOHANN JAJCZAY

Oben auf dem runden Berg von Sümeg liegt die Burg, die bereits zur Zeit der Árpáden erbaut wurde. Heute ist sie nur noch eine graue Ruine. Sie war einst das Nest der Kurutzen, das man zur Strafe niedergerissen hat. Unten im Friedhof schläft Alexander Kisfaludy seinen ewigen Schlaf, der Dichter von Himfys »bitterer und glücklicher Liebe«. Sümeg ist der Ort, wo er, der einstige Leibgardist, nach Schlachten und Kriegsgefangenschaft, mit Rosa Szegedy glücklich lebte, und die ihm zukommenden Huldigungen der Kritiker erwartete.

Die Mauern in der Wallfahrtskirche des Dorfes verkünden die kommende Größe eines jungen bahnbrechenden Malers in seiner ersten genialen Entfaltung. Maulbertsch, denn um ihn handelt es sich, strahlt noch den Geist der Venezianer des 18. Jahrhunderts aus. Als er etwa 30 Jahre später die Fresken einer Kirche in Pápa malte, geriet er trotz aller edelklassifizierenden Bestrebungen in Rembrandts Bannkreis.

Maulbertsch oder Maulpertsch (1724—1796) ist der österreichische Tiepolo. Wir wissen es nicht mit Bestimmtheit, ob er in Italien gewesen ist, doch ist es kaum anders denkbar. Er empfing den venezianischen Stil aus erster Hand. Paul Troger, der in Győr und Rafael Donner, der Bildhauer, der in Pozsony arbeitete, begründeten mit ihren künstlerischen Bestrebungen die österreichische Schule. Ihr Nachfolger ist Maulbertsch, der große Maler. Er kam im Jahre 1759 nach Sümeg, und verbrachte die bedeutendsten Jahre seines Lebens in Ungarn. Er wurde geliebt, geschätzt und verstanden, und erhielt daher viele Aufträge. Außer Sümeg reden die Kirchen und öffentlichen Gebäude von Győr, Pápa, Szombathely, Vác, Komárom, Székesfehérvár und Eger von seiner Kunst.

Die Kapelle der Pfarrkirche von Sümeg schmückte er mit Szenen aus dem Neuen Testament, das Presbyterium mit der Himmelfahrt, die Kuppel mit dem Paradies und die westliche Wand mit dem jüngsten Gericht.

Im ersten Augenblick, wenn wir ihm gegenüber stehen, überrascht uns die künstlerische Sicherheit, die völlige Beherrschung des Stofflichen und seine Begabung für illusionistische Raumgestaltung. Jeder Pinselstrich auf diesen Wänden verrät die Sehnsucht nach Schöpfung, die ihn treibt und belebt. Jede optische Wirkung der Farben ist ihm bekannt, wie auch die von Licht und Schatten, von Dunkelheit und Helligkeit.

Als echter Künstler, der in der barocken Geistigkeit wurzelt, fühlt Maulbertsch sich zunächst vom Inhalt des Darzustellenden angezogen. Diesem unterwirft er daher jeden Gedanken und jedes Gefühl. Der Ausdruck ist für ihn das Wesentlichste. Wenn es der Vorwurf erfordert, oder

wenn er es selbst als notwendig empfindet, vermag er ihn in einer einzigen Figur zu verdichten. Denken wir nur an die Andacht, die in der einen oder anderen Gestalt der Szene von Jesu Geburt oder der Gebete der drei Könige zum Ausdruck kommt. Eben darum vielleicht sind seine Schöpfungen von so außergewöhnlicher Spannung getragen, weil er die Gedanken in einer einzigen Geste konzentriert wiederzugeben weiß. Oft steigert er den seelischen Ausdruck mit jugendlichem Feuer bis zur Ekstase.

Die Mystik Maulbertschs steigt aus der Tiefe seiner Seele empor. Er glaubt daran, was er malt, und sprengt daher jeden gegebenen Rahmen, wenn es seine Überzeugung oder Stimmung gebietet. Aus tiefstem Herzen begeistert verkündet er seinen Glauben. Für ihn ist ein Gemälde kein Schema, da ihm technische Fragen niemals Schwierigkeiten bereiten. Zeichnung, Form, Bewegung, Komposition und Kraft gelingen ihm ebenso leicht wie der Ausdruck von Freude, Kummer und der ganzen reichen Skala der Gefühle. Es gelingt ihm die Farben, Lichter und Schatten so zu setzen wie er es will. Sein technisches Können ist überlegen, virtuos und anziehend. Obwohl seine Bilder überladen sind, ist auf ihnen doch nichts unbedeutend, nebensächlich oder überflüßig. Er malt nur das, was von seinem Standpunkt aus gesehen wesentlich ist, und selbst wenn es für uns nicht wichtig ist, bleibt es stets bedeutsam.

In ihm lebt die ganze Formen- und Gedankenwelt seiner Zeit. Betrachten wir nur die Himmelfahrt, dieses Brodeln, diese Rastlosigkeit, das Spiel von Licht, Äther und Atmosphäre, das Ringen von Gestalten. Beobachten wir die unsichtbaren Kräfte, wie sie wirbelnd hervorbrechen. Bewundern wir, wie Reales und Irreales miteinander verschmelzen, mit welcher gefällig eleganten, niemals erzwungenen Leichtigkeit er verschlungene, ineinanderfließende Farben, Formen und Linien auf die Decke zu zaubern weiß. Diese Himmelfahrt ist die größte Verschwendung des künstlerischen Könnens; wer aber unter dem Bilde steht und emporblickt, dessen Seele wird frei.

Gibt es etwas Größeres und Schöneres für einen Maler, als durch seine Kunst eine solche Wirkung zu erzielen, die Seele zu befreien? Maulbertsch hat dies erreicht. Sollen wir noch hinzufügen, daß seine Farben lächelnd und zuweilen emailisierend sind? Daß seine Kunst harmonisch ist? Sollen wir daran erinnern, daß er in der Zeit des Rokoko lebte, als die Flöten klangen, als man Schäferspiele spielte und um den Hals der Schafe Glöckchen klingelten?

Beim Verlassen der Kirche fühlen wir, wie die feuchte Luft des ungarischen Meeres, des Plattensees, unser Gesicht streift, und atmen den Duft des Bakonyer Waldes. Wir denken an Maulbertsch, an diesen Künstler, der auch von europäischem Blickpunkt aus gesehen gewaltig, ein großer Sohn seiner Zeit war.

DIE SCHWARZE AMSEL

JOSEF ERDÉLYI

*In der Großstadt wohnst du?
Das ist wirklich gut!
Sag' mir, ob du Christ bist
Oder gar . . . ein Jud'?*

*Du bist weder Jude,
Doch auch nicht ein Christ.
Du ein schwarzer Vogel
Und ein Sänger bist.*

*Dir ist diese Großstadt
Und ihr Häusermeer
Eine Wüste, die da
Bäume mildern schwer.*

*Bist ein städt'scher Vogel,
Nicht verdrießt dich Staub,
Nicht erschreckt dich Motors
Knattern und Geschnaub.*

*In dein Lied verwebst du
Jeden Lärm und Ton.
Auf die Menschenrasse
Pfeift dein kühner Hohn.*

*Sitzst auf Bahnhofs Glasturm,
Den der Rauch durchzieht,
Schleifst in Morgenstille
Dir ein frisches Lied.*

Übersetzt von Friedrich Lám

ANAKREONTISCHES LIED

GYULA JUHÁSZ

*Der Frostglanz des Novembers
bestrahlt uns noch zuweilen,
doch in des Mondes Silber
winkt Abschied schon der Sommer.
Vorbei die letzte Lese,
so rasch grüßt schon der Dämmer
und von dem Reif verblichen
sind all die weißen Astern.
Tut nichts, es kehrt zurücke
die Träume, wenn es dunkelt
und wenn gespenstisch-traurig
der Wind ertönt am Ufer,
am Ufer, das noch unser,
(Das andre wird auch unser,
wo mild der Tod uns harret
mit einsamen Zypressen,
mit einem stummen Kreuze.)
Bishin, ihr tristen Freunde,
soll milde uns berauschen
verfloßner Nächte Taumel
so lang der Lethe Fluten
in ferner Nacht noch rauschen.*

Übersetzt von Gyula Garzuly

EINFÄLTIGES LIED

DESIDER KOSZTOLÁNYI

*Heut sah ich mir die Toten an,
für die die Zeit nun längst verrann ;
der Toten finstre, nackte Schar
in einer Leichenhalle war.*

*Der eine raunte »ach« ganz leis,
auf seiner Stirn stand noch der Schweiß,
der andre sprach : »Lind deck mich zu
du weiches Tuch der Todesruh !«*

*Ich währte, daß die Brüder all,
des Seins verstummter Widerhall,
daß Mann und Weib und Greis und Kind
verdorbnes, liebes Spielzeug sind.*

*Sie liegen nun, in Reih und Glied,
wie Säuglinge, mit offnem Lid
und — der zum Unglück sie gebar —
der Tod im Hintergrunde war.*

*Die Mienen dumpf, ein bleiern Guß,
ein Zettel hing an ihrem Fuß ;
breitschultrig der, der unrasiert,
der eine lächelt, jener stiert.*

*Sie liegen nun und stieren bloß,
erfüllt hat sich schon aller Los,
ob groß, ob klein, ob dünn, ob dick :
ereilt hat jeden sein Geschick.*

*Nicht schrecklich ists, nicht wundersam,
nicht Alpdruck mehr und nicht mehr Wahn ;
nicht heiter ists, nicht düster mehr,
nur einfach, einfach, einfach sehr.*

*Ich weinte nicht, hab nicht gelacht,
hab dies Geständnis nur gemacht.
Heut sah ich mir die Toten an,
für die die Zeit nun längst verrann.*

Übersetzt von Gyula Garzuly

WÜRFELSPIEL

VON ANDREAS ILLÉS

Atemlos stürzten wir aus der Glashalle des Termini in einen Wagen des Schnellzuges nach Neapel; der Träger warf unser Gepäck in das erstbeste Abteil... Wir kamen aus Florenz, wo wir am blühenden Arnoufer sechs schwere glanzvolle Tage erlebten; dann aber fing es an zu regnen, 48 Stunden regnete es häßlich und von der Battistero flüchteten wir uns nach Neapel.

Hier, südlich von Rom, begann der seltsame Kapillardruck der Landschaft... Bis ich unsere Übergangsmäntel ins Netz aufgeladen hatte, polterte der Direttissimo bereits über den äußeren Weichen.

— Roms Visitenkarten — wandte ich mich an Violetta und zeigte auf einen verfallenen Triumphbogen aus dem Altertum.

Zwischen Mietskasernen stand das halb eingestürzte Tor. Zu seiner Umgebung knüpfte es keine Verwandtschaft, es sank in die Kniee im Spätnachmittagslicht, gleich dem edlen Wild, das sich von den Verfolgern völlig umrungen weiß. Im nächsten Augenblick betrachteten wir zu sechs die vorbeihuschende weiße Ruine. Wir beide und die vier Reisegefährten. Erst jetzt nahmen wir von ihnen Kenntnis; wir gerieten mit einer schweigsamen, ernsten Familie in ein Abteil. Der Vater mochte ein unbedeutender Kleinbeamter aus Messina gewesen sein (wenigstens fuhr er dorthin). Die Mutter — in ihrem abgelegenen himbeerfarbenem Kleid von unangenehmer Schattierung — die hingebungsvolle Güte und argwöhnische Wachsamkeit selbst. Das Gesicht der Kinder (beide Mädchen) blaß und ernst, betroffen und stumm. Mit einem Wort: wir betrachteten zu sechs das im Verfall aufgehaltene Tor. Zuerst ließen wir, die Fremden, die Betrachtung. Da wandten sich vier Augenpaare nach uns, ernst und erwartungsvoll: warum habe ich hinausgezeigt?

Nach fünf Minuten war Violetta unvorsichtig. An einem Ackerrand streckte sich eine sehr schöne Säule in die Höhe; einsam, ohne jeden Anlaß. Man mußte ihr zuwinken... Die vier Augenpaare schlugen nach der Säule, wie vier abgeschossene Pfeile. Dann kehrten sie enttäuscht um und sahen uns wieder an. Aufmerksam, lang, forschend.

— Was erwarten die von uns? — fragte Violetta beklommen. — Sollen wir etwa aus dem italienischen Boden eine Erdgasquelle hervorschießen lassen? Oder vielleicht einen aus Wolken herabschwebenden Engel von irgendeinem Tintoretto-Gemälde herzaubern?

Jedenfalls erwarteten sie, daß wir, wenn wir hinausblickten, wenigstens auf eine gesunde Sensation zeigten. Bis zum Vierfüntelteil der Fahrt hielten wir der Attacke stand. Da sprachen wir nicht mehr miteinander. Für schwere Liren hätten wir nicht durch das Fenster geblickt. Aus unserem Gepäck nahmen wir nichts hervor. Mit niedergeschlagenen Augen, den Boden des Abteils betrachtend saßen wir auf unseren Plätzen, mit der Andacht der Heiligen Fra Angelicos. Plötzlich ging es nicht weiter. Ich ergriff die beiden großen Koffer und zerrte sie rasend vor Wut in den Seitengang, Violetta folgte mit den Hand-

taschen — nur hinaus aus diesem Wagen, je weiter von diesen vier Menschen! Gerne schlepe ich unsere ganze Südreiseausrüstung bis ans Ende des Zuges, um nun wieder zu einem einfachen, staunenden, mit hemmungslosen Augen verschlingenden, auf alles mit dem Finger zeigenden Reisenden werden zu können! In dem finsternen Frühlingsabend ging es rasend weiter, eine kleine Haltestelle näherte sich, aus dem Fahrplan wußte ich ihren Namen und hatte später guten Grund, ihn nicht zu vergessen — Villa Literno. Bis wir anhielten, saßen wir bereits in einem anderen Wagen, in einem völlig leeren Abteil. Auf dem Küstensand ist es Sitte, sich so auszustrecken, wie wir es auf den mit rotem Samt überzogenen Sitzen taten. Wenn ich mich gut erinnere: ein kleines Wächterhaus neben dem hohen Bahnsteig — das ist Villa Literno. Wahrscheinlich ist es anders, weil wir kaum durchs Fenster schauten. Lange mochten wir auf dem Geleise hin- und hergerollt haben, wenigstens empfanden wir es so, und schimpften dabei mit Wonne auf die aus Messina. Endlich setzten wir unsere Fahrt wieder fort... Hier — auf dem Damm — geschah das Unglück, doch dies wußten wir noch nicht. Wir saßen in einem schön ruhevoll rasselnden Zug, die Räder ratterten gemächlich gen Neapel.

Natürlich führte ich die argwöhnischen Seelen bereits hinter das Geheimnis... Die letzten drei Wagen wurden von dem Schnellzug abgekoppelt, einer alten schnaubenden Lokomotive anvertraut, die mit uns unermüdlich in die Nacht hineinrasselte, mit der Begeisterung des Fachmanns, wie ein Schreiber in Ruhestand. Später schleppten wir unser Gepäck mit italienischer Ruhelosigkeit wieder auf den Korridor, stellten uns an das offene Fenster, Violetta brachte nun die Nachricht, daß wir nicht nur im Abteil, sondern im ganzen Zug allein reisten. Drückend schön war's: um uns die stockfinstere Nacht, wir beide in einem beleuchteten, stummen Wagen, der rythmisch in der dichten, nach Blumen duftenden Masse schaukelte, gleich einem ruderlosen Kahn auf dunklem Flußspiegel. Wir sollten längst in Neapel sein, Neapel aber war nirgends. Es ging auf offener Strecke vorwärts, friedlich, heiter, gemütlich. Ja, da fingen auch wir an, argwöhnisch zu werden... Argwohn aber ist nie ein zahmes, folgsames Haustier, vielmehr ein erderschütterndes, fürchterliches Ungeheuer der Vorzeit. Das geringste, woran wir dachten, war, daß wir das Tyrrhenische Meer verlassen und Italien durchquerend den Fluten der Adria zustreben... Nein, davon sei keine Rede — versicherte uns der mit großer Mühe herbeigeholte grinsende Schaffner —, wir fahren nach Neapel, mit einem leisen Umweg nach Neapel; dies sei die Lokalbahn, allerdings rasen wir nicht mit der Geschwindigkeit des Direttissimo, in einer guten dreiviertel Stunde aber kommen auch wir an. Unsere Beklemmung und das Grinsen des Schaffners ließ uns doch fühlen: hier spukt noch irgendein Übel. Es spukte in der Tat: dieser brave »Misto« beförderte unser schweres Gepäck und unser schlechtes Italienisch nicht auf den Zentralbahnhof Neapels, sondern landete mit uns schön gemächlich an einem Güterbahnhof der Vorstadt. Der Schaffner ließ uns so sorglos unseres Weges ziehen, als wären wir geborene Neapolitaner. Und wir fingen an zu überlegen, ob wir in unserer Heimatstadt heimfinden könnten, als wir gegen Mitternacht aus dem kleinen Bummelzug in einer Vorstadt abstiegen.

Mit Neapel enden die Gefühle. Doch wir bekamen Neapel noch nicht zu sehen: statt dessen schlossen wir Bekanntschaft mit Geleisen, flachen Bahnhofgebäuden im Dämmerlicht, einem hell beleuchteten Bahnsteig und am schmerzhaftesten mit dem unmittelbaren Erleben des Gepäckschleppens. Einen

Träger gab es nicht, wir mußten alles selbst fortschleifen. Dann standen wir plötzlich auf einem großen Platz der Vorstadt, vor uns ein wackliger Autobus. Ein leerer, menschencheuer Gesellschaftswagen, als ob er zufällig gerade jetzt von einem unbewohnten Planeten hierhergeraten wäre. Ich weiß nicht, ob jemand an unserer Stelle sich hineingewagt hätte? Wir setzten uns hinein. Wohin dies führt? — dies interessierte uns nicht. Beide befürchteten wir etwas weit schlimmeres, das allerschlimmste, — daß uns nichts erwartet.

Und nun will ich den zum Autobus gehörenden neapolitanischen Gasthof beschreiben. Nein — er versteckte sich nicht in einem verdächtigen, dunklen Gäßchen, und war auch kein anderthalb Stock hohes, duckmäuserisches Nachtquartier. Dieser Gasthof war groß, vier Stock hoch, ein Riese von der Gestalt eines Ringkämpfers. Auch die Straße davor war luftig, weit und breit, allerdings keilten sich hier bereits manche ebenerdige Häuser zwischen schiefgewachsene, hohe Gebäude ein. Als wir später aus unserem Zimmer auf dem zweiten Stock auf sie hinabblickten, erschien ihre entgegengesetzte Seite wie eine verwachsene, recht lückenhafte Zahnreihe. Das Hotelgebäude selbst war ziemlich neu, aber von der Sorte, die, ob ebenerdiges Familienhaus, ob mehrere Stöcke hohes Massenlager, bereits nach einigen Monaten demütig einem unbekanntem Druck nachgibt; an jeder Ecke fällt der Mörtel zur Erde, der Aufzug ist, als ob er eine Reihe von furchtbaren Krankheiten und der Schädeltrepanation ähnlichen Kuren durchgemacht hätte, die Wasserleitung röchelt, der elektrische Schalter aus Porzellan ist zerbrochen.

Übrigens stellte sich das ganze Dienstpersonal in Reih und Glied vor uns: Portier, Hotelschreiber, Gepäckträger, Liftboy, eine alte Stubenfrau. Mit vereinten Kräften entrissen sie uns die Pässe.

Es war Violettas Einfall, uns rasch umzukleiden und in den Speisesaal zum Abendbrot hinunterzugehen. Wir gelangten in die stockfinstere Halle; kaum zehn Minuten verstrichen, seitdem wir hier waren, damals brannten die Lichter, nun schlief alles, einen säuerlichen Schlafzimmergeruch ausatmend. Da wir ungeschickte Einbrecher einen Stuhl umwarfen, wurden einige armselige Glühbirnen angezündet, der dicke Portier erschien, bereits mit aufgeknöpfter Weste, wollte unseren Wunsch zunächst gar nicht verstehen, dann aber führte er uns doch in den Speisesaal. Er zündete zwei Wandlampen an, setzte uns an einen kleinen Ecktisch für zwei Personen; über uns zwei Kerzenflammen, vor uns der überwältigend große dunkle Speisesaal — wir saßen da wie auf einer Film-Nachtaufnahme in einem riesigen Studio.

Soll ich unser Abendessen beschreiben? Es war ebenso lügenhaft monumental, wie das Hotel oder der Speisesaal. Unser einsamer Cameriere schob uns auf einem Rolltischchen zwanzigerlei Vorspeisen vor, und füllte unsere Teller ohne zu fragen. Beeren, Salat, Fische, Tunken — eine Unmenge! und alles recht schwer, dick und ölig! Sodann erhielten wir eine Schinkenomlette, die kalt glitzerte, wie Eis. Auch der Braten kam frostig an, dazu kosteten wir einen sauren, hellen Tischwein. Nein, dieses Abendbrot hatte keine fromme Pointe. Auch der Fahrstuhl begab sich bereits zur Ruhe; wir durften den zweiten Stock zu Fuß ersteigen.

Nun erst sahen wir uns aufmerksamer in unserem Zimmer um. Nie ein seltsameres Zimmer! Wir wurden mit fünf Türen überrascht. Zwei auf der einen Seite, eine gegenüber, eine Balkontür, eine auf den Flur. Durch diese traten wir herein. Dies aber konnten wir erst nach einer geraumen Zeit feststellen,

da es uns vorkam, als ob wir zwischen Spiegel oder auf ein drehendes Tanzparkett gerieten: überall beobachtete unsere Bewegungen eine Tür mit starren Fischaugen. Lange dachten wir: dieselbe Tür. Ich glaube, da begannen wir uns zu fürchten. Wovor? Wahrscheinlich doch vor dem gewöhnlichsten, daß man durch diese Türen zu uns hereinspazieren kann. Und als ob das Hotel unseren Verdacht gespürt hätte, versuchte es uns mit flüchtigen Sinnbildern zu beruhigen. Vor der einen Schwelle hielt ein hinkender Schuhschemel Wache, er war berufen, uns gegen Eindringlinge zu beschützen. Ihm gegenüber nahm ein schwächtiges Sofa die Rolle des Beschützers auf sich. Auf die dritte gefährdete Stelle kam unser eigenes Gepäck. Und die Tür auf den Flur? Da stutzten wir erst recht... Wir fanden den Schlüssel nicht.

Violetta läutete nervös um die alte Zimmerfrau. Stille, niemand meldet sich. Bereits zum viertenmale läuteten wir und stellten uns auf den Flur. Irgendwo in der Ferne, bei der Biegung brannte ein Licht. Sonst kein Leben. Ist die Klingel verdorben? Hätte man die Schnur zerschnitten? Alles ist möglich. Wir tasteten vor und suchten das Personalzimmer, fanden es aber nirgends. Als wir nach 5—10 Minuten vergeblichen Suchens auf unser Zimmer zurückkehrten, wartete — wie in den Detektivromanen — die regelrechte Überraschung auf uns: mit müdem, forschendem, hinterlistigem Gesicht stand die alte Stubenfrau an dem Tisch. Woher sie kam? Trat sie vielleicht durch eine der Nebentüren ein? Oder schlich sie von dem anderen Ende des Flurs zu uns?

— Der Zimmerschlüssel? — staunte sie auf unsere Frage. — Haben sie denn den Zimmerschlüssel nicht erhalten?

Wir versicherten sie, daß man ihn uns nicht einhändigte. Stumm ging sie davon, kehrte aber bald zurück. Die Antwort war überraschend:

— Das Zimmer hat keinen Schlüssel. Heute früh hat ihn der vorherige Gast, scheinbar aus Versehen mitgenommen. Erst morgen wird man einen neuen machen lassen.

— Dann wollen wir ein anderes Zimmer. Ein Zimmer, wo der Gast nicht den Schlüssel mitgenommen hatte.

— Jetzt können wir keines mehr geben — antwortete sie recht kleinlaut. — Der Portier ist bereits weg. Nachts schläft er nicht hier. Und nur er darf ein neues Zimmer öffnen.

Wie soll ich unsere Lage schildern? Unser Streit blieb völlig unfruchtbar, die Stubenfrau ging ab, und wir standen angekleidet in dem unverriegelbaren Zimmer des unbekanntenen neapolitanischen Hotels. Es mochte halb zwei Uhr nachts gewesen sein. Gerne hätten wir uns schlafen gelegt.

Indessen war Violetta stets dazu veranlagt, die trüben Situationen ehrlich zu klären. Auch jetzt gab sie sich nicht damit zufrieden, daß wir nur von der Flurseite ungewiß sein können; sie trat zu der einen Seitentüre, drückte die Klinke — die Tür ließ nach. Wir konnten in ein dunkles Zimmer blicken; vorsichtig traten wir ein und stellten fest, daß das Nebenzimmer vorläufig noch leer ist. Zurückkehrend versuchten wir es auch bei den anderen Türen, fanden diese aber verschlossen.

Ich fühlte, daß Violettas Widerstand nachläßt. Das Zimmer war langsam im Ausgleiten unter ihr. Wenn sie nun plötzlich in ein bequemes, verschließbares, geheueres, angenehmes Hotelzimmer am Meeresufer gerät, fängt sie sofort heftig zu weinen an. Hier aber mußte sie sich noch halten und konnte ohne groß zu tun, recht schlicht eine Heldin sein.

Wir traten auf den Balkon. Ich glaube, wir griffen uns zugleich nach den Händen. Denn leise, aber bestimmt geriet die breite Steinplatte des Erkers unter uns in Wanken. Beide fühlten wir: sie will uns unbemerkt in die Tiefe gleiten lassen. Als wir in der Stube einander anblickten, durften wir recht blaß gewesen sein. Minutenlang standen wir so und lauschten, ob nicht behutsame Schritte auf dem Flur ertönen. Nein, man hörte nichts. Todesstille herrschte. Dieser schaukelnde Balkon bedeutete übrigens das Ende unserer Prüfungen . . . Was hätte denn noch kommen können? Unsere Korridortür offen, aus der Nachbarschaft kann jeder hereintreten, unser Balkon wankt — wir setzten uns auf das kleine Sofa und wurden so ruhig, heiter, sicher, wie die kleinen Barken, die aus dem Wellenschlag kommend, hinter den Molo des großen Hafens gelangen . . . Was für ein neues Übel kann uns noch treffen? Das ist nicht einmal ernst mehr, es ist ja ein rein verkehrtes Abenteuer — und auf den humoristischen Zeichnungen der Witzblätter können die von Krokodilen, Löwen und Menschenfressern bedrängten Helden stets leicht entkommen.

Violetta folgte ihrem unstillbaren Entdeckersinn. Sie öffnete der Reihe nach die Flügeltüren der Schränke und beugte sich entzückt über das herausgezogene Fach des Spiegels. Mich hätte es nicht mehr gewundert, hätte sich darin eine winzige Kobraschlange gewunden, doch waren es nur drei Spielwürfel. Einfache schwarze Spielwürfel mit weißen Punkten. Nichts konnte man mit ihnen anfangen, bloß spielen. Ob auch diese der Gast vor uns hier vergessen hatte? Oder rühren sie aus dem illegitimen Warenlager der alten Frau her? Violetta schüttelte sie in der flachen Hand — und, als ob wir seit Jahren nichts anderes getrieben hätten, warf die Würfel auf die Glasplatte des Ankleidetischens. Vierzehn Punkte hatte sie geworfen. Da versuchte ich mein Glück. Ich hatte sechs.

Anfangs spielten wir nur so. Ich beugte mich über ihre Schultern, sie stützte sich an meine Seite. So hätten wir noch vielleicht aufgehört . . . Doch, ohne uns davon Rechnung zu geben, richteten wir uns unmerklich auf die ganze Nacht ein. Auf einmal entstand ein Streit, wer von uns wohl im Würfeln führe? Wir konnten's nicht entscheiden . . . Da setzten wir uns hinüber an den Tisch, mit Papier und Bleistift bewaffnet, die Gewinnsucht spannte unseren rasch ausgetrockneten Gaumen — wenn nun jemand die Tür öffnet, fängt er, trotz seiner dunkeln Absichten, zu lachen an. Seine Opfer sitzen in ernster Abendtoilette bei dem Tisch und würfeln.

Es gibt ansteckende Krankheiten, die gleich mit einem hartnäckigen Fieber beginnen. Scheinbar gehört das Würfelspiel auch zu diesen. Selbst im Scharlach oder in den Masern wären wir nicht ausdauernder gewesen. Blieb uns aber etwas anderes übrig? Uns zu legen wäre doch ein Leichtsinns gewesen. Schimpfend zu wachen — eine dumme und quälende Nachtbeschäftigung. Fliehen? — wohin? Auf die Straße? Schließlich war es ja der Ort, der sich unser erbarmte, gerade dadurch, wodurch er uns vorher abgeschreckt hatte: durch seine verdächtigen Requisiten.

Denn diese Würfel waren in der Tat fälschspielerisch verdächtig. Gibt es falsche Würfel? — ich weiß es nicht. Auf einmal aber verstand sich Violetta sehr gut auf ihr Geheimnis: sie warf und gewann. Gewann stets. Nie konnte ich eine höhere Nummer erringen, als sie. Wir tauschten unsere Plätze, gingen auf eine andere Währung über. Aber im Norden verlor ich ebenso wie im Westen, in Lire war ich nicht glücklicher, als in Pfund. Unter unseren Reiseerinnerungen

sind noch die Protokolle dieses großen Kampfes zu finden: ich verlor unglaublich hohe Summen. Mark und Pfund, Dollar und Pengö, schwedische Krone und schweizer Frank, allerlei schuldete ich ihr. Ich schlug vor, in mandschurianischer Währung zu spielen: mit 1020 Yüan mußte ich diesen frivolen Einfall büßen. Violetta gewann unheimlich, wahnsinnig, unaufhaltsam. Das war ja reiner Betrug, Falschspielerei. Ich stand für mein ganzes Leben in Schulden.

So überraschte uns der Morgen. Wir waren blaß, in unseren Adern stiegen langsam Kohlensäurenblasen. Endlich mußten wir das Würfelspiel abbrechen, um dreiviertel neun stellte sich ein Schlosser ein, probierte allerlei Schlüssel und feilte sie zum Türschloß.

Wir aber blieben nicht, undankbar, wie jeder Fremde. Wir ersuchten um unsere Rechnung und bestellten ein Tassametro. Bad, Frühstück und Umkleiden erledigten wir bereits in einem Hotel am Seeufer. Die drei Würfel haben wir freilich gestohlen.

Gegen Mittag ließen wir uns von dem folgsamen Funicolare auf den Vomero ziehen. Wie viele Menschen überall! Welch' starkes Licht läßt die Straßen gären! Wie überfüllt, geschwind und laut tönen die Straßenbahnen! Wie groß ist Neapel! Mit Welch' jugendlicher Lunge steigt unser einsamer Wagen zum Berg empor! Überall ein riesiger, lebhafter Markt — mit Limonade, brausendem Apfelsinensaft, gezuckerten Maronen, gefahrlosen, giftfarbenen Syrupen. Und wie viel Blumen! Was für ein wilder, fleischiger, saftiger Frühling! Auch wir sind recht frisch und schämen uns des Schauerdramaverdachtes gar nicht. Mit unaussprechlichen Geldern bin ich Violetta schuldig. Geplündert hat man mich heute Nacht. Die bunten Hügel von Neapel um uns blinzeln uns mit al Gaunermut zu. Noch kühlte der Vesuv nicht völlig aus . . .

BÜCHERSCHAU

DAS TAUSENDJÄHRIGE UNGARN. (*La Hongrie millénaire.*) Herausgegeben von *Elemér Radácsics*. Budapest, 1943. 194 S. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Abbildungen.

Von den unmittelbaren Formen der Erkenntnis kommt dem visuellen Erlebnis zweifellos die größte Bedeutung zu. Dieses — die bildliche Darstellung — erweist sich bei den Künsten und angewandten Naturwissenschaften als äusserst gefällige und dynamische Form der Mitteilung, stellt aber beträchtliche Schwierigkeiten, sobald es sich um die Darstellung rein geistiger, literarischer oder wissenschaftlicher Themen handelt. Hiebei bedarf es einer Synthese, der die äußeren Züge vom geistigen Gehalt des darzustellenden Gegenstandes zugrunde liegen, diese aber erfordert in jedem einzelnen Fall, bei jedem Thema gleichsam künstlerische Schöpferarbeit, vollkommene Durchleben. Das von *Elemér Radácsics* herausgegebene Werk will dem im Titel angedeuteten hohen Ziel entsprechend ein möglichst vollständiges Bild von der tausendjährigen Vergangenheit und Gegenwart Ungarns bieten: es zeigt den ungarischen Boden, Geschichte, Kunst, Literatur und das Volksleben in allen seinen Versonderungen. Es gibt kaum eine Kundgebung des tausend-schichtigen Lebens der Nation und des Landes, die in dem vorzüglichen Buch — wenn auch nur flüchtig — nicht entsprechende Würdigung finden würde. Seinem näheren Ziele nach wendet sich das Buch zunächst an jene, die nach konkreten Kenntnissen über Ungarn verlangen; sein stattlicher Materialbestand, die filmartige Darstellung von Geschichte, Kunst, Literatur und Wissenschaften wird gewiß zahlreiche Leser zur eingehenderen, vertieften Wertuntersuchung der ungarischen Kultur anregen.

DER UNGARISCHE SOLDAT IM ERSTEN WELTKRIEG. Von *vitéz Ludwig Németh*. Danubia-Verlag, Budapest — Leipzig — Milano, o. J. (1943), 22 S.

General Ludwig Németh führt in seiner knappen Studie durch die ungarischen Bezüge des ersten Weltkrieges,

indem er teils in zeitlicher Folge an die Ereignisse anknüpft, teils die besonderen Leistungen der einzelnen Waffengattungen würdigt. Bezeichnend für die Tapferkeit und Bewährung der ungarischen Soldaten ist das im Anhang der Studie mitgeteilte Verzeichnis, nach dem die höchste militärische Auszeichnung des ersten Weltkrieges, der Maria-Theresia-Orden, fünfundvierzig, die Tapferkeitsmedaille des Ordens für Offiziere fünf- undneunzig ungarischen Offiziere, die Medaille des Ordens für die Mannschaft aber siebenhundert ungarischen Soldaten verliehen wurde. Das kleine Heft ist eine willkommene Ergänzung des grundlegenden Werkes von *Árpád Markó*: »Ungarisches Soldatentum.«

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR. Von *László Gáldi*. In der Schriftenreihe: »Probleme des Donauraumes.« Danubia-Verlag, Budapest — Leipzig — Milano, o. J. (1943), 101 S. Mit Abbildungen.

Seit langen Jahren bildet die siebenbürgische Frage in der europäischen Öffentlichkeit ein Problem, das bei beiden interessierten Parteien stets zu lebhaften Auseinandersetzungen Anlaß gibt. Sowohl von ungarischer, als auch von rumänischer Seite wurde eine große Anzahl von geschichtlichen, volkskundlichen und geopolitischen Argumenten herangezogen; das Buch von *Ladislaus Gáldi* führt nun in das reichhaltige Schrifttum der Frage einen neuen Gesichtspunkt ein. Siebenbürgen, das im Laufe der Geschichte politisch zu Ungarn gehörte, empfand auch seine Kultur stets als organischen Bestandteil der gemeinungarischen Kultur; im Fortschrittsprozeß der nationalen Geistigkeit brachte es der einheitliche Landeskörper bald in Oberungarn, bald in der Landesmitte, bald aber in Siebenbürgen zur höchsten Kulturstufe. *Gáldi* ordnet nun die kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Siebenbürgen und den anderen Landesteilen und weist auf die Ergebnisse der gemeinsamen geistigen Tätigkeit der drei Nationen Siebenbürgens an dem vielgestaltigen Antlitz der ungarischen Kultur

hin. Das sorgfältig ausgewählte Schrifttum und ausführliche Namensverzeichnis werden dazu beitragen, das Buch zu einem unentbehrlichen wissenschaftlichen Hilfsmittel für jene zu machen, die sich dem ernstesten Studium der siebenbürgischen Frage zuwenden.

GESAMMELTE GEDICHTE VON ALEXANDER REMÉNYIK (*Reményik Sándor összes versei*). Révai-Verlag, Budapest, o. J. (1943), Bd. I: 605, Bd. II: 598 S.

Alexander Reményik war der erste Dichter Siebenbürgens, der in seinen Gedichten dem Gedanken des Transylvanismus eine eigenartige und künstlerisch vollendete Form gab. Seine dichterische Wesensart gemahnt zuweilen an Rilke, von dem er manches auch ins Ungarische übertrug. Nach den zum guten Teil städtischen Klängen der neuen ungarischen Lyrik stehen bei Reményik Landschaft und Natur im Mittelpunkt des dichterischen Erlebnisses; sie leben mit dem Menschen und auch der Mensch selbst ist mit der Natur vollkommen verwachsen. Die Gedichtzyklen »Misteln«, »Nur so«, »Das Brausen wilder Gewässer« sind lauter Bekenntnisse dieses in der Natur lebenden und diese in sich tragenden Dichters. Dennoch ist Reményik kein malerischer Dichter; der Grundzug seiner Seele ist eine tiefe Humanität, eine Liebe, die seine Lyrik niemals ins Abstrakte verflüchtigen läßt. Es gibt wohl keinen neuen ungarischen Dichter, dessen Stimme uns so unmittelbar berühren würde. Auch die Form ist stets seine eigene Schöpfung, niemals übernimmt er fertige Gebilde, um sie nur weiterzubilden; seine Reime sind wie das Echo, das in den tiefsten Schichten der Seele erklingt. Die neue Ausgabe seiner sämtlichen Gedichte ist als bedeutsames Ereignis der ungarischen Dichtung zu begrüßen, da sie zum erstenmal die unter dem Decknamen Végvári veröffentlichten Dichtungen enthält, die das Leid des Dichters nach dem Zusammensturz, aber auch seine unerschütterliche Treue zu künstlerisch vollendetem Ausdruck bringen. Die neue vollständige Ausgabe enthält auch den Nachlaßband »Ganze«; so steht nun das geschlossene Lebenswerk dieses edlen und reinen Künstlers, ein kostbarer und wertbeständiger Schatz der neuen ungarischen Lyrik, vor uns.

1933). Herausgegeben und eingeleitet von Gyula Bisztray und Zoltán Csuka. Ausgabe der Szenteleky-Gesellschaft. Zombor-Budapest, 1943. 403 S. Mit vier Lichtbildern.

In dem stattlichen, geschmackvoll ausgestatteten, reichhaltigen Band sammeln die beiden Herausgeber die Briefe des frühverstorbenen Kornél Szenteleky (1893–1933), des größten Geistes der ungarischen Südmark, die zugleich die überzeugendsten Dokumente seiner unermüdhlichen Organisationstätigkeit in der Literatur und im geistigen Leben sind. Der größte Teil der im Bande mitgeteilten 454 Briefe wurde an ungarische Schriftsteller geschrieben; nicht nur an die in Südungarn, sondern auch an die in Siebenbürgen und Oberungarn, da Szenteleky als erster und am wirksamsten Beziehungen zu den anderen, gleichfalls im Minderheitenschicksal lebenden ungarischen Schriftstellern anknüpfte. Besonders beachtenswert sind die Briefe an serbische Schriftsteller, von denen manche lebendige Zeugnisse für das Bewußtsein der Schicksalsgemeinschaft unter den Donauvölkern sind, und heute erhöhte Aufmerksamkeit verdienen. In der schönen und umfangreichen Einleitung zeichnet Privatdozent Gyula Bisztray ein lebenvolles Bildnis des Literaturorganisations, Zoltán Csuka das des Menschen Szenteleky.

WÜRZE DES LEBENS. Zusammengestellt und herausgegeben von der Ungarischen Paprikastelle im Verlag für Wirtschaft und Kultur Payer & Comp. Wien-Berlin-Leipzig, 1943. 255 S.

Der Band, der in dem Reich einen Absatz von zahllosen Exemplaren fand, steht in seiner grell geschmacklosen Ausstattung, dem Mangel an ernstesten Gesichtspunkten in der Zusammenstellung, in der flächenhaften Auswahl und dilettantischen Planlosigkeit beispiellos da. Er enthält — wie der Untertitel angibt — »2 Romane und 14 Novellen aus dem Ungarischen«, und wirkt auf dem deutschen Büchermarkt selbst unter den heutigen schwierigen Verhältnissen recht dürftig, nichts weniger als anziehend. Dabei findet man unter den Verfassern manche Schriftsteller von Rang, wie Desider Kozsztolányi, Ludwig Nagy, Eugen J. Tersánszky, Aaron Tamási und vielleicht noch einige, deren Beiträge aber für den Tag bestimmte, unwesentliche Nebenwerke sind. Erinnern wir uns richtig, so konnten wir das

LITERARISCHE BRIEFE VON KORNÉL SZENTELEKY 1927–1933 (*Szenteleky Kornél irodalmi levelei 1927–*

Material des Bandes im Frühjahr des vergangenen Jahres zwei Monate hindurch auf den Spalten des »Pester Lloyd« lesen. Eine schlechtere Reklame für die ungarische Literatur von heute, als dieser Band, läßt sich kaum denken. Die Frage ist nur, wer in dem Deckmantel der »Paprikastelle« steckt? Wer stellte den Band zusammen? Wissen die Verfasser der einzelnen Beiträge davon, und welchen Sinn hatte die Herausgabe eines solchen Sammelsuriums, wenn man etwas Ungarisches und gute Lektüre veröffentlichen wollte?

DAS UNBEKANNTE UNGARTUM IN AMERIKA (*Az ismeretlen amerikai magyarság*). Von *Alexius Máthé*. Sonderdruck aus der Zeitschrift »Magyarságtudomány«. Budapest, 1943. 20 S.

Der verdienstvolle Publizist *Alexius Máthé*, Privatdozent der reformierten Hochschule für Theologie, Seelsorger in Kiskunhalas, faßt in dieser knappen, aber lichtvollen Studie seine Erfahrungen und Ansichten über das Schicksal des Ungartums in Amerika zusammen. 1940 bereiste er die von Ungarn bewohnten Gebiete der USA, und hielt die Erlebnisse seiner Reise in dem Buch »Auf den Spuren von Ungarn in den USA« fest. Nun untersucht er kritisch den gegenwärtigen Stand der Forschungen über das Ungartum in Amerika, und erörtert Fragen, die dessen Angleichung in der Fremde und die geplante Rück-siedlung betreffen. Besonders beachtenswert sind in seiner Arbeit die Vergleiche mit den in Amerika lebenden Teilen anderer mitteleuropäischer Völker. Das etwa 600.000 Seelen starke Ungartum in den USA sowie die 65.000 Ungarn in Lateinamerika bilden für die Mittel-nation Ungarn in der Tat ein schwieriges Problem, das auch die Aufmerksamkeit der mitteleuropäischen Öffentlichkeit beanspruchen darf.

DIE INTERNATIONALEN BEZIEHUNGEN DES UNGARISCHEN KÖNIGREICHES. (*Le relazioni internazionali del regno d'Ungheria.*) Atti internazionali e documenti raccolti e ordinati. Volume primo, 1919—1938. Società Mattia Corvino Editrice, Budapest, 1943. 420 S.

Prof. *Rodolfo Mosca*, Ordinarius für italienische Kulturgeschichte an der Uni-

versität Budapest, ein europabekannter Forscher in der Diplomatiegeschichte, veröffentlicht in diesem neuesten Werk eine reiche Dokumentensammlung seines Aufenthaltes in der ungarischen Hauptstadt. In dem Archiv des ungarischen Außenministeriums konnte er in eine Reihe von Akten Einblick gewinnen, die bisher nicht nur vor der breiteren Öffentlichkeit, sondern auch vor der wissenschaftlichen Forschung sorgsam verschlossen wurden. Die in dem umfangreichen Band mitgeteilten 129 Aktenstücke erteilen vor allem über den zwei Jahrzehnte währenden Kampf Ungarns gegen das unwürdige Gewaltdiktat von Trianon eingehende Auskunft. Die diplomatische Aktensammlung Prof. Moscas bildet nicht nur für die neueste ungarische Geschichte, sondern auch für die mitteleuropäische Forschung ein unentbehrliches Quellenwerk.

REISE IN NORDAMERIKA (*Utazás Észak-Amerikában*). Von *Alexander Bölöni Farkas*. Officina-Bücherei Bd. 47—50. Budapest, 1943. 254 S.

Das zum erstenmal 1834 erschienene Werk, der größte Bucherfolg des ungarischen Reformzeitalters, wurde nun von dem ungarischen Schriftsteller *Sigmund Remenyik*, der längere Zeit in Süd- und Nordamerika lebte, neu herausgegeben und eingeleitet. Der Verfasser des Reisetagebuches, *Alexander Bölöni Farkas* (1792—1842), ein Sohn des Szeklerturns, war ein hervorragender Vertreter der allmählich erstarkenden Geistigkeit Siebenbürgens, den auch der große Literaturführer *Franz Kazinczy* hochschätzte, und von dem das ganze ungarische Geistesleben vieles erwartete. Sein Werk hatte in den gebildeten Schichten beispiellosen Erfolg, vereitelte aber für immer seine amtliche Beförderung. Das Buch wirkte bei dem Ungartum der Zeit geradezu aufrüttelnd, seine geistigen Folgen zeigten sich nicht nur auf den Reformreichtagen in Pozsony, sondern auch in den Sturmjahren 1848—49, ja selbst in der Emigration. Es enthält die erste eingehende ungarische Amerika-Darstellung mit äußerst scharfen und richtigen Beobachtungen, und verdient als frühes und bedeutsames Zeugnis der europäischen Amerika-Betrachtung auch von internationalem Blickpunkt aus Aufmerksamkeit.

INHALT DES NOVEMBERHEFTES 1943.

VIZEADMIRAL ALBRECHT E. A. FREIHERRN VON FREYBERG ZUM GEDÄCHTNIS. Von <i>Andreas von Tasnádi Nagy</i>	513
EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR. Von <i>Ladislau Cs. Szabó</i>	515
GOETHE UND MADÁCH. EIN TOTENGESPRÄCH. Von <i>Johann Hankiss</i> . Nachdichtung von <i>Iona Márköszy</i>	524
DER ERSTE UNGARISCHE JOURNALIST. Von <i>Edgar Palóczi</i> ..	536
KÖNIG MATTHIAS UND SEIN RITTER AUS DER SCHWEIZ. Von <i>Béla Dezsényi</i>	540
DIE FRESKEN VON MAULBERTSCH IN SÜMEG. Von <i>Johann Jajczay</i>	546
DIE SCHWARZE AMSEL. Gedicht von <i>Josef Erdélyi</i> , übersetzt von <i>Friedrich Lám</i>	548
ANAKREONTISCHES LIED. Gedicht von <i>Gyula Juhász</i> , übersetzt von <i>Gyula Garzuly</i>	549
EINFÄLTIGES LIED. Gedicht von <i>Desider Kosztolányi</i> , übersetzt von <i>Gyula Garzuly</i>	550
WÜRFELSPIEL. Erzählung von <i>Andreas Illés</i>	551
BÜCHERSCHAU	557

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. *Andreas von Tasnádi Nagy*, Kön. Ung. Geheimrat, Präsident des Ung. Abgeordnetenhauses, Präsident der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft.
- Dr. *Ladislau Cs. Szabó*, Direktor des ungarischen Rundfunks, Erzähler und Essayist.
- Dr. *Johann Hankiss*, Staatssekretär im Kön. Ung. Kultus- und Unterrichtsministerium, o. ö. Professor an der Universität Debrecen.
- Dr. *Edgar Palóczi*, Mittelschullehrer a. D.
- Dr. *Béla Dezsényi*, Bibliothekar der Széchenyi-Landesbibliothek in Budapest.
- Dr. *Johann Jajczay*, Universitätsdozent, Bibliothekar der Hauptstädtischen Bibliothek in Budapest.

UNSERE DICHTER:

- Josef Erdélyi*, volksverbundener Lyriker der Nachkriegszeit.
- Gyula Juhász* (1883—1937), impressionistischer Lyriker mit stark pessimistischem Einschlag; Dichter der Stadt Szeged und des Ungarischen Tieflandes.
- Desider Kosztolányi* (1885—1936), Lyriker und Erzähler des Kreises um die Zeitschrift »Nyugat«, dessen Werke z. T. auch in deutscher Übersetzung zugänglich sind.
- Andreas Illés*, Schriftsteller, Leiter der Verlagsanstalt Révai.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

436825. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor *Anton Kárpáti*.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).

6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).

7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).

8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).

10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).

11. *Pukánszky, B.*: Mozart.

12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).

13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).

14. *Harmjanz, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).

15. *Löbner, W.*: A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufsunterweisung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).

16. *Franz, E.*: U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).

17. *Von Jagow, D.*: A Führer rohamosztága (SA des Führers).

18. *Freyer, H.*: Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).

19. *Scheel, A. G.*: A német diákság (Das deutsche Studententum).

20. *Von Tassádi Nagy A.*: A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).

DIE UNGARISCHE MUSIK

Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*

UNGARN IM KARPATENBECKEN

Von Prof. *Andreas Rónai*

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Herausgegeben von Prof. *Béla Pulcánszky*

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

Mit einer Einleitung von Prof. *Gyula Miskolczy*

Herausgegeben von *Stefan Gál*

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdódi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914

Von *Árpád Markó*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rácz*

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO